

Denkmalpflege in Bremen

8

2011



Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen



A
REG
858.1
515
-8

EDITION TEMMEN



Schriftenreihe des Landesamtes für
Denkmalpflege Bremen

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Skalecki

Heft 8

2011



Denkmalpflege in Bremen
Heft 8

Prof. Dr. Georg Skalecki (Hg.)

EDITION TEMMEN



Herausgeber:
Prof. Dr. Georg Skalecki,
Landeskonservator

Redaktionsteam:
Dr. Rolf Kirsch (Leitung)
Karin Geiss M. A.
Margarethe Haberecht
Susanne Schöß M. A.
Uwe Schwartz M. A.
Dipl.-Ing. Gudrun Spengler

Landesamt für Denkmalpflege
Sandstraße 3
28195 Bremen
www.denkmalpflege.bremen.de
office@denkmalpflege.bremen.de

© EDITION TEMMEN 2011
Hohenlohestr. 21
28209 Bremen
Tel. 0421-348 43-0
Fax 0421-348 094
www.edition-temmen.de
info@edition-temmen.de
ISBN 978-3-8378-1023-3

Autorenverzeichnis

Dipl.-Ing. Werner Damke
Bürgerparkverein
Parkverwaltung
Bürgerpark (Schweizerhaus)
28209 Bremen

Dipl.-Ing. Rainer Frankenberg
Förderverein Wätjens Park
Landrat-Christians-Straße 6
28779 Bremen

Dipl.-Ing. Uta Müller-Glaßl und
Dipl.-Ing. Hilmar Noerenberg
Müller-Glaßl & Partner
Garten- und Landschaftsarchitekten
Oberneulander Landstraße 42
28355 Bremen

Landesamt für Denkmalpflege Bremen

- Dr. Rolf Kirsch
- Susanne Schöß M.A.
- Uwe Schwartz M.A.
- Prof. Dr. Georg Skalecki
- Dipl.-Ing. Gudrun Spengler
- Dipl.-Ing. Axel Vos

Abbildungsnachweis

- Architekturmuseum TU Berlin, Inv.-Nr. 40462 und 40463: S. 36, 37
Gustav Brandes, Aus den Gärten einer alten Hansestadt, Bremen 1939: S. 22 o.
Bürgerparkverein, Parkverwaltung: S. 44, 45 I, 47 u., 48 - 49
Familienarchiv Wätjen, München: S. 61
Focke Museum: S. 9
Förderverein Wätjens Park: S. 59, 60, 62, 63
Gewoba Bremen, Archiv: S. 110 o.
Kleine-Tebbe, Bremen: S. 116 o.
Leonhard Kull, Bremen: S. 118
Wolfgang Kundel, Terra-r-services, Bremen: S. 45 r.
E. Leyser (Hg.), Bremens bauliche Kultur - Das Einfamilienhaus und das Privat-Baugewerbe, Berlin 1918: S. 104 o., 105
Luftbildarchiv Wennigsen: S. 107
Modellvorhaben Bremen-Ostertor/Remberti. Projektbegleitende Untersuchungen zum Modellvorhaben des Bundes und des Landes Bremen, Bonn 1981 (= Schriftenreihe 02: »Stadtentwicklung« des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Heft 024): S. 98-101
Müller-Glaßl & Partner Garten- und Landschaftsarchitekten: S. 70-72, 74-77
Die Neugestaltung Bremens, Heft 7, Bremen 1959: S. 109, 110 u., 111-113
Die Neugestaltung Bremens, Heft 11, Bremen 1966: S. 114
Hermann Ott, Bremen: S. 46, 47 o.
Wendelin Seebacher und Dieter Cordes, Ostertor, hgg. von der Bremischen Gesellschaft für Stadterneuerung, Stadtentwicklung und Wohnungsbau m.b.H., Bremerhaven 1987: S. 82, 83, 88-89, 91-97
Staatsarchiv Bremen: S. 14, 15, 18, 25 I.
Rudolf Stein, Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens, Bd.1, Bremen 1964: S. 85-87
Umweltbetrieb Bremen: S. 51, 55 u.
Zentrum für Medien, Bremen: S. 102

Alle übrigen Bilder: Landesamt für Denkmalpflege Bremen

Titelbild: Heckenrondell in Heinekens Park
Abbildung S. 6: Vahrer See mit Aalto-Hochhaus

Inhalt

Vorwort	7
Georg Skalecki	
Anmerkungen zu Grundsätzen der Gartendenkmalpflege	8
Axel Vos	
Eingebettet in eine jahrhundertealte Kulturlandschaft:	13
Landsitze in Oberneuland und Rockwinkel	
Rolf Kirsch	
Wunsch und Wirklichkeit – vom Umgang mit Bremer	28
Privatparks unter Verwertungsdruck	
Rolf Kirsch	
Die Bremer Wallanlagen – Geschichte und Gegenwart	36
Werner Damke	
Große Gartenkunst und Zeugnis bürgerschaftlichen Engagements:	44
der Bremer Bürgerpark	
Rolf Kirsch	
Die Friedhöfe Riensberg und Osterholz	50
Rainer Frankenberg	
Wätjens Park – ein Wunder an der Weser	58
Susanne Schöß	
Knoops Park: großbürgerliche Landsitzkultur in der »Bremer Schweiz«	64
Uta Müller-Glaßl und Hilmar Noerenberg	
Erhaltungs- und Restaurierungsmaßnahmen am historischen	70
Lindenlaubengang im Arster Pfarrgarten	
Uwe Schwartz	
Kurioses Kunstwerk: Thieles Garten in Bremerhaven	78
Gudrun Spengler	
Vom Ende der Torsperre bis zum Kampf um die »Mozarttrasse«:	82
die Entwicklung der Östlichen Vorstadt	
Uwe Schwartz	
Bremens erster Gartengang	102
Susanne Schöß	
Monumente des Nachkriegs-Städtebaus: die Großsiedlungen in der Vahr	107



Vorwort

Jedes Heft dieser jährlich erscheinenden Reihe hatte bisher einen Schwerpunkt. Aus den Berichten zum aktuellen denkmalpflegerischen Geschehen heraus ergab sich immer ein Oberthema, das in mehreren Beiträgen und aus unterschiedlichen Sichtweisen betrachtet wurde. So wurden z. B. die Herausforderungen der Denkmalpflege durch ihre »klassischen« Objekte wie Kirchen, Wohn- und Villenbauten, aber auch durch die Zeugnisse der Hafen- und Industriegeschichte beleuchtet. Das Rathaus als Weltkulturerbe, der Dom und die Stadt Bremerhaven waren weitere Themen, auf die intensiver eingegangen wurde.

Nun ist es an der Zeit, ein vermeintliches Sonderthema aus der denkmalpflegerischen Arbeit und eine »Sondergattung« vorzustellen, nämlich die Gartendenkmäler. Den Bremerinnen und Bremern wird es bewusst sein, wie viele historische, große und beeindruckende Parkanlagen die Stadt besitzt. Außenstehende wird es eher überraschen, dass in einer Hafen- und Handelsstadt solch beachtliche Parkanlagen existieren. Das breite Spektrum historischer Grünanlagen, verbunden mit den Herausforderungen, vor die diese die denkmalpflegerische Arbeit stellen, soll im vorliegenden achten Heft exemplarisch dargestellt werden.

Die Beispielerie ist breit gefächert angelegt und umfasst z. B. die Wallanlagen, eine der frühesten und am besten erhaltenen Umgestaltungen einer Bastionärbefestigung in eine Gartenanlage landschaftlichen Stils; den Bürgerpark als einen der national bedeutendsten Stadtparks, der seit seiner Gründung 1865 in bürgerlicher Eigenverantwortung steht; große Privatparks Bremer Kaufleute oder Reeder, wie Wätjens Park, Knoop's Park oder die Landgüter in Ober-

neuland und anderen Stadtteilen; die großen parkähnlichen städtischen Friedhofsanlagen; Kuriositäten und Raritäten wie besondere Privat- oder Pfarrgärten. Darüber hinaus wird das gartendenkmalpflegerische Thema durch Beiträge zur Stadterweiterung der östlichen Vorstadt im 19. Jahrhundert, zu Gartengängen in Kleinhaussiedlungen vom Anfang des 20. Jahrhunderts oder zu den Gartenstadtideen der Nachkriegs-Großsiedlungen in der Vahr um die städtebauliche Komponente erweitert.

Dieses Heft mit seiner Themenauswahl hat zugleich die Aufgabe, als Einstimmung und konkrete Einführung in einen Fachkongress zu dienen. Das Landesamt für Denkmalpflege Bremen wird vom 5.–8. Juni 2011 die Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland ausrichten, die sich inhaltlich mit den Problemen großflächiger Denkmale beschäftigen wird. Dabei werden Fragen der Gartendenkmalpflege, der städtebaulichen Denkmalpflege und der Pflege von Kulturlandschaften in einem mehrtägigen Kongress thematisiert. Über die Bremer Beispiele hinaus werden Fachkolleginnen und Fachkollegen aus dem In- und Ausland über die Probleme, die diese Denkmalgattungen aufwerfen, und über deren Lösungen diskutieren. Zur Veranstaltung selbst erscheinen neben diesem Heft weitere Einführungen in das Programm in Form von Tagungsmaterialien.

Das nächste und damit neunte Heft der Reihe »Denkmalpflege in Bremen« wird dann als Sonderband die gesamte Bremer Denkmalpflege-Jahrestagung 2011 mit allen gehaltenen Referaten dokumentieren.

Der Herausgeber

Georg Skalecki

Anmerkungen zu Grundsätzen der Gartendenkmalpflege

Die denkmalschützerische Bewertung und die denkmalpflegerische Betreuung von historischen Gärten und Parkanlagen sind im Land Bremen seit längerer Zeit als wichtiges Thema erkannt. Ein eigener Referent, der sich zwar nicht ausschließlich, aber schwerpunktmäßig und gebietsübergreifend damit beschäftigt, trägt der Bedeutung der historischen Gartenanlagen in Bremen Rechnung.

Die Einsicht, dass auch Gärten und Parks Kulturdenkmäler sein können, ist in dieser Stringenz noch keine sehr alte und noch immer keine allgemein akzeptierte Erkenntnis. Immerhin ist inzwischen geregelt, dass historische Gärten und Parks nicht ausschließlich den Naturbehörden unterstehen, sondern als künstlerisch-kulturelle Leistungen Teil von Kulturpflege sind. Garten- und Parkanlagen haben aber auch von dem in den letzten Jahrzehnten gestiegenen Umweltbewusstsein profitiert. Denn auch unter dem Gesichtspunkt der Umweltressource und des Erholungswertes haben sich gesellschaftliche Gruppen für den Erhalt von historischen Grünzonen ausgesprochen. Dass es dabei auch zu Konflikten zwischen denkmalpflegerischen und umweltschützerischen Umgangsmodellen kommen kann, soll nicht verschwiegen werden. Der Ansatz der Denkmalpflege zielt natürlich stärker auf den Dokumentationswert der kulturellen Leistung. Als eigenständige kulturelle schützenswerte Leistungen sind Gartendenkmale den »klassischen« Kulturdenkmälern gleichgestellt.

Eine wichtige internationale Resolution zu diesem Thema ist die Charta von Florenz vom 21.5.1981, die von einem Gartenkomitee des Internationalen Rates für Denkmalpflege (ICOMOS) verabschiedet wurde. Dort wird unter »Begriffsbestimmungen und Ziel« zu-

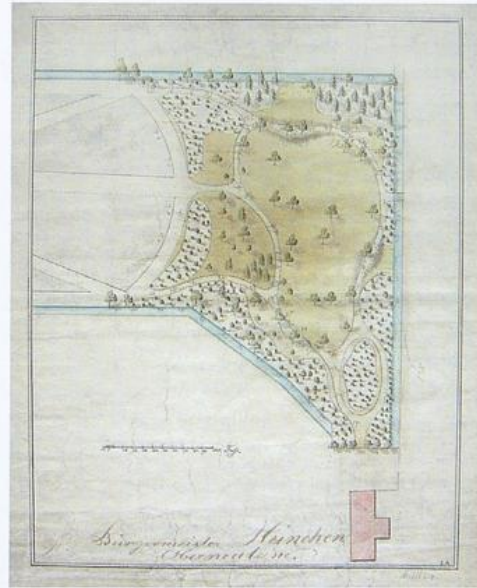
nächst konstatiert, dass historische Gärten anderen Denkmälern gleichgestellt sind und deshalb auch im selben Umfang geschützt werden müssen. Ein Garten bestehe aus lebendem Material und sein Aussehen resultiere »... aus einem ständigen Kräftespiel zwischen jahreszeitlichem Wechsel, natürlicher Entwicklung und naturgegebenem Verfall einerseits und künstlerischem sowie handwerklichem Wollen andererseits...«. Es wird auch deutlich gemacht, dass es Parallelen zwischen architektonischen Denkmälern und Gartendenkmälern gibt. Aus diesen Feststellungen resultiert, dass die Vorgehensweise der Denkmalpflege grundsätzlich gleich sein muss. Zunächst muss die Erhaltungswürdigkeit durch wissenschaftliche Inventarisierung, die analysierend und vergleichend die dem Objekt innewohnenden Werte untersucht, attestiert werden. Authentizität und Originalität sind zu prüfen und bei Pflegemaßnahmen als oberstes Gebot zu beachten, d. h. Instandhaltungs- und Konservierungsmaßnahmen müssen das Ziel haben, gerade Originalsubstanz besonders zu pflegen, den vorgefundenen Zustand vor unnötigen Veränderungen zu bewahren und zugelassene Veränderungen verträglich zu gestalten. Aber gerade hier scheinen sich Gärten als Denkmalgattung mit abweichenden eigenen Gesetzen zu zeigen, denn die Wahrung der Originalsubstanz ist bei »lebenden Materialien« schwieriger, weswegen erweiterte denkmalpflegerische Grundsätze gelten. Auch dazu äußert sich die Charta von Florenz, indem sie heraushebt, dass Instandhaltung von Gärten eine ständige und kontinuierliche Aufgabe ist, bei der besondere Weitsicht gefordert ist, da rechtzeitige Ersatzpflanzungen zu erfolgen haben. Obwohl der denkmalpflegerische Grundsatz, dass Verlorengangenes nicht rekonstru-

iert werden darf, sondern die Spuren der Geschichte am Objekt ablesbar bleiben sollen, auch bei Garten- und Parkanlagen gilt, wird dieser Grundsatz bei dieser Denkmalgattung öfter eingeschränkt, wobei restaurierende und rekonstruierende Eingriffe immer wieder – vielleicht häufig zu wenig reflektiert – durchgeführt werden. Unbedingt müssen jedoch umfangreiche Untersuchungen Grundlage für Rückführungen sein. Die Seriosität und Wissenschaftlichkeit dieser Anlagenforschung muss sichergestellt sein, bevor die Erkenntnisse zu ursprünglichen Gestaltungen in ein Planwerk einfließen können.

Als unmittelbare Empfehlung für die Denkmalfpflege sind schließlich von der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (VDL) 1993 Grundsätze der Gartendenkmalpflege verabschiedet worden, die auf der Charta von Florenz fußen. Die Gleichsetzung mit anderen Kulturdenkmälern ist einleitend auch darin festgehalten: »Gartendenkmale sind Kulturgüter im Sinne der Denkmalschutzgesetze der Bundesländer...«. Deshalb gehören zu den Aufgaben der Landesdenkmalämter die »...Erfassung der Gartendenkmale, ihre Bewertung, ihre wissenschaftliche Erforschung, die Dokumentation und das Publizieren sowie die im Zusammenhang mit denkmalrechtlichen Verfahren notwendigen Stellungnahmen und die konservatorische Beratung am Objekt«. Diese Grundsätze sind in Analogie zu denkmalpflegerischen Leitlinien für die übrigen Kulturdenkmäler entstanden. Sie machen in ihren sehr allgemein gehaltenen Aussagen einerseits deutlich, dass das Vorgehen letztendlich bei allen Denkmalgattungen gleich ist, fordern andererseits aber zu Konkretisierungen heraus.

Im Folgenden soll nun versucht werden, die denkmalpflegerischen Methoden zu skizzieren, die, auf den gesetzlichen Vorgaben und den Richtlinien basierend, im Speziellen für Gartendenkmäler angewendet werden sollten.

Der erste Schritt und Grundlage aller späteren Arbeiten ist natürlich eine Inventarisierung und Bewertung der Gärten. Historische und archivalische Forschung sollten dabei schon



Beispiel eines historischen Gartenplans (Isaak Hermann Albert Altmann, Entwurf zu einer englischen Partie in Heinekens Park, entstanden zwischen 1818 und 1830)

die ersten Arbeitsschritte begleiten, um die genaue Entstehungsgeschichte und, im Falle von späteren Veränderungen, die ursprüngliche Gestaltung und Ausdehnung feststellen zu können. Die beteiligten Kräfte, Gärtner, Architekten, Auftraggeber und eventuelle Berater, müssen ermittelt werden, um eine Beurteilung der Leistung und der Wertigkeit durchzuführen. Eine Erfassung im Zuge einer intensiven Begehung und unter Zuhilfenahme weiterer Möglichkeiten, z. B. Bestandsplänen und eventuellen Luftbildaufnahmen, ist die Grundlage für eine erste inventarisatorische Bearbeitung von Gärten. Nach diesen Vorbereitungen kann man, gestützt auf die Fachliteratur und den allgemeinen Forschungsstand, im Vergleich zu möglichst vielen anderen Anlagen eine Bewertung aus denkmalpflegerischer Sicht vornehmen und die Schutzwürdigkeit feststellen. Wenn die erhaltenen Strukturen und die überkommene Substanz, die noch erkennbare und ablesbare gartenkünstlerische Leistung oder allgemeine historische

Zusammenhänge einen besonderen Zeugniswert besitzen, besteht das öffentliche Interesse am Erhalt dieser Anlage. Mit der Feststellung und Begründung dieses besonderen Wertes wird eine Anlage als Kulturdenkmal ausgewiesen und im Falle von Bremen per Verwaltungsakt unter Denkmalschutz gestellt. Damit ist die Durchführung weiterer Maßnahmen gerechtfertigt, die in der Regel bei pflegerischen Konzeptionen ansetzen. Fundierte Forschungen sind dazu notwendig, wie z. B. eine exakte Bestandsaufnahme aller Spuren ursprünglicher Gestaltungen. Die Methoden, die hier eingesetzt werden müssen, können u. U. in Teilbereichen archäologischer Art sein, denn bei vorsichtigem Freilegen von Oberflächen treten oft verloren geglaubte Gestaltungselemente zutage. So sind entweder noch sichtbare oder überdeckte Wege und Wegeeinfassungen, Treppenanlagen und Terrassierungen zu erfassen, aus denen sich Abgrenzungen von Flächen, Abfolgen von Kompartimenten und Ähnliches feststellen lassen. Dabei können künstliche Bodenmodellierungen noch nachgewiesen werden, auch wenn sie längst verschliffen sind. Wasserläufe, Teiche oder Bassins können wiedergefunden oder nachgewiesen werden, auch wenn sie längst ausgetrocknet oder verschwunden schienen. Zu wichtigen gartenkünstlerischen Gestaltungselementen gehören auch Sichtachsen, die nach Jahrzehnten bzw. Jahrhunderten der Nichtpflege verunklärt sind. Jedoch lassen sich solche zugewachsenen Achsen oft aufgrund des unterschiedlichen Alters der Vegetation noch nachweisen.

Die subtile Untersuchung und Bestandsaufnahme der Vegetation ist deshalb ein weiterer wichtiger Arbeitsschritt der denkmalpflegerischen Anlagenforschung. Dies bedeutet, dass die Pflanzenarten bestimmt werden müssen und dann in einem Plan kartiert werden. Neben der Vegetation und den Abgrenzungsgestaltungen wird das Erscheinungsbild von Gärten auch durch spezielle Gartenarchitekturen und Bildwerke bestimmt. Diese Bestandsuntersuchungen haben auch die Aufgabe, die vor Ort gefundenen Reste zu dokumentieren. Zur Unterstützung und besseren Orientierung können

eventuell ältere Planunterlagen hinzugezogen werden, die aber immer auch quellenkritisch hinterfragt werden müssen. Es muss berücksichtigt werden, welchen Zustand (Planungsphasen oder ältere, eventuell auch ungenaue Bestandspläne) die Archivalien zeigen und ob die im Plan dargestellten Zustände überhaupt je existiert haben. Hilfreich können auch Luftaufnahmen, am besten zu unterschiedlichen Jahreszeiten, sein, die einerseits verborgene Pflanzstrukturen deutlicher zeigen oder, ähnlich der Luftbildarchäologie, vergangene Wege- und Gestaltungsstrukturen oder Fundamentreste von Bauten als Schatten und Verfärbungen sichtbar machen.

Wenn dies alles erfolgt ist, Quellenauswertung und Bestandsaufnahme vorliegen, muss eine detaillierte Schadensaufnahme erfolgen. Schädigungen wiederum kann man nur nach soliden Vorarbeiten und erfolgreichen Grundlagenforschungen erkennen. Bei Schadensuntersuchungen muss man wissen, ob ein Gartenkonzept auf Beibehaltung einer gewissen Form und Struktur angelegt ist (wie z. B. bei architektonischen Gärten eher die Regel) oder ob es sich um einen Garten handelt, dessen künstlerische Aussage in bewusster Wachstumsdynamik und sich – natürlich dennoch kontrolliert – entfaltender und entwickelnder Vegetation liegt (wie z. B. meist bei Landschaftsgärten). Unter diesen Gesichtspunkten ist der Zustand der Pflanzen zu untersuchen, ungewollte Verwildierungen und echte Schäden sind zu trennen von naturgesetzlichen Veränderungen.

Erst nach diesen – hier allerdings sehr verkürzt – dargestellten Voruntersuchungen kann ein denkmalpflegerisches Konzept erarbeitet werden. Dabei ist zunächst ein Entschluss zu fassen, welchen Zustand man »konservieren« will. Änderungen, die für sich genommen eine historische Schicht darstellen, will die Denkmalpflege im Allgemeinen ablesbar halten. Die Rückführung zurück auf einen längst vergangenen Zustand, der sich durch Ereignisse von historischen Dimensionen verändert hat, darf nicht das Ziel sein. Hier ist der Dokumentationswert der Abläufe höher einzustufen als der

bis 40' Höhe, dessen Blätter meist einfach, zuweilen dreizählig
sind. Der größte Baum davon steht auf der Dovenhordconter-
scarpe am Stadtgraben und zeigt noch deutlich seine Pfropfstelle.
Juglandifolia, 30—40' hoher Baum von Nordamerika, Blättchen
zu 5 oder 7, selbst 9 in einem Blatt, unten hellgrün, weißlich
behaart, am Stadtgraben hinter der eisernen Brücke, groß.
variet. *aucubaefolia*, mit gekrümmten Blättern, jung an der
Altmanns Höhe und hinter der Wase.
lenticifolia pendula, maßigbl. Traueresche; ein großes hübsches
Exemplar hinter der Blumenschule am Stadtgraben.

Ginkgo biloba oder **Salisburia adiantifolia**, Ginkgobaum, Fächerbaum; Familie Coniferae; Kl. 21, Ord. 11.

Ein 40—50' hoher Baum aus China und Japan, von großer Schönheit und einer ganz aparten Blattform. Diese sind keilförmig durch einen tiefen Einschnitt zweilappig mit feinen Längsabern, von fester Textur, vorne eingekerbelt und sitzen in Büscheln zusammen. Leider sind unsere Bäume noch klein, in der Blumenschule, an Schildweg u. a. D.

Gleditsia triancathos, dreidornige Gleditschie; Familie Leguminosae; Kl. 17, Ord. 6.

Ein 30—40' hoher, akazienartiger Baum, mit fein gesäbten glänzenden Blättern und großen dreizähligen Stacheln, der zu den schönsten der Pflanzungen gehört; grüne Blüthenbüschel aus den Achseln der Blätter. Beim Oberst, auf dem Alleenwall und am Abenthor.

Gymnocladus canadensis, canadischer Schufferbaum, auch Chicot genannt; Familie Leguminosae; Kl. 22, Ord. 9.

Ein schöner 20—30' hoher Baum, mit steifen, bläulich-ashgrauen Ästen. Die Blätter sind 2—3' lang, doppelt gefiedert; die Blättchen, wie die Fiedern, abwechselnd, eiförmig, langgestielt, ganzrandig. Die Blumen sind traubenständig, weiß. Vaterland: Canada. Das größte Exemplar findet sich am Alleenwall vorne am Obersthor auf dem Rasen.

Halimodendron argenteum, silberweißer Salzstrauch; Familie Leguminosae; Kl. 17, Ord. 6.

Ein Strauch von 6—7' Höhe, mit etwas dornigen Ästen, silberweißen Blättern und hellrothen, kleinen Blüthen, aus Sibirien. Sehr hübsch in der Blumenschule.

Hedera Helix, Ephen; Familie Araliaceae; Kl. 5, Ord. 1.

In der Blumenschule an dem gefüllten Kirchsbaum.

*Pflanzenliste der Bremer Wallanlagen von
Obergärtner C. F. W. Nagel, aus: L. W. Rose,
Der Bremer Wall, 2. Aufl. Bremen 1865*

einer einzelnen Station innerhalb der Entwicklung. Teilrekonstruktionen von Bereichen, die aufgrund ihres gestörten Zustandes das Gesamtbild des Denkmals verunklären, sind legitim. Sie dürfen jedoch nur auf wissenschaftlichen Grundlagen und mit großer Vorsicht durchgeführt werden. Auch hier bindet sich die Gartendenkmalpflege vollständig in die allgemeinen Grundsätze der Denkmalpflege ein. Ohne dogmatisch zu sein, sind für den seriösen Denkmalpfleger die formulierten Grundsätze feste Leitlinie seiner Arbeit. ICOMOS hat mit der Charta von Venedig 1964 Grundpositionen formuliert, die inzwischen auch weiter konkretisiert wurden. In der immer wieder auch in der Öffentlichkeit geführten Diskussion um

Rekonstruktion oder Weiterbau am Denkmal wird vollkommen übersehen, dass beide Wege ohnehin die letzten Lösungsmöglichkeiten sind. Bevor man darüber nachdenkt, ob man etwas Verlorenes rekonstruiert oder durch etwas Neues ersetzt, ist das oberste Ziel der Denkmalpflege, durch kontinuierliche Pflege Verluste zu vermeiden und Denkmäler instand zu halten. Dies sind meist unspektakuläre kleine Maßnahmen, die spätere größere Schäden verhindern. Je nach Denkmalgattung kann die Häufigkeit solcher allgemeinen Pflegemaßnahmen schwanken. Bei Gartendenkmälern ist eine Pflege relativ intensiv und kontinuierlich notwendig. Ein optimaler Zustand herrscht, wenn man aus der Feder des Gartenkünstlers Festlegungen über die Zielrichtung seines sich erst entwickelnden Denkmals vorliegen hat. Das Suchen nach solchen »Denkschriften« ist ebenso Aufgabe des Denkmalpflegers wie das vorsichtige Formulieren von neuen Pflegerichtlinien, falls die Suche ohne Ergebnis bleibt, in Analogie zu anderen Schriften oder anderen Gärten. Auch die bei der Bestandsuntersuchung gewonnenen Erkenntnisse über noch ablesbare historische Pflegespuren fließen in solche Pflegepläne ein. Die kontinuierliche Auffrischung und Erneuerung von Pflanzen sowie die Steuerung ihres Wachstums sind dabei wichtige Arbeitsschritte.

Die Methoden, um bereits stark geschädigte oder teilzerstörte Gärten denkmalpflegerisch zu betreuen und wieder in Wert zu setzen, haben zunächst den gleichen Ansatz. Die Grundlagenforschungen sind auch hier Voraussetzung, Bestands- und Schadensuntersuchungen sind ebenso durchzuführen. Selbst bei optimaler Quellensituation kann es jedoch nicht das Ziel sein, verlorene Anlagen gänzlich zu rekonstruieren. Wenn in Einzelfällen genügend originale Reste vorhanden sind, kann man ältere Strukturen wieder herausarbeiten. Dabei dürfen jedoch jüngere Zeitschichten, die für den Garten von historischer Bedeutung sind, nicht zerstört werden. Die Ablesbarkeit der geschichtlichen Abläufe ist, wenn es sich nicht einfach nur um Verwahrlosung handelt, von höherwertiger Aussagebe-



Gartenarchäologische Untersuchung. Freigelegter historischer Weg in Wätjens Park

deutung als ein nur noch als Kopie herstellbarer Urzustand. Deshalb müssen Anlagen den Veränderungsprozess widerspiegeln können, den sie selbst durchlaufen haben. Ein Garten, der ursprünglich als Barockgarten angelegt wurde, aber im 19. Jahrhundert durch menschliche Eingriffe in Teilen in einen Landschaftspark verwandelt wurde, ist wertvolles Dokument für gesellschaftliche, geistige und soziale Veränderungen. In diesen materiell erlebbaren Zeugnissen zeigt sich der Wandel, der sich im Verhältnis des Menschen dieser Zeit zu seiner ihn umgebenden Natur vollzogen hat. Diese Aussage ist höher einzustufen als die vielleicht wiederherstellbare Gestalt des Barockgartens.

Da ein Gartendenkmal aus lebendem Material besteht, reagiert es bei Ergänzungspflanzungen und Eingriffen nur langsam. Deshalb müs-

sen Pflegemaßnahmen besonders weitsichtig und langfristig geplant werden. Eingriffe müssen vorsichtig und exakt dosiert sein. Auch ein Baudenkmal benötigt, was meist vergessen wird, kontinuierliche Pflege, damit es instand gehalten wird und nicht später unter Verlust von Originalsubstanz instand gesetzt werden muss. Ein Werk der Gartenkunst muss beständig gepflegt werden nach fachlich fundiert erstellten Pflegeplänen und mit ununterbrochener Kontinuität. Dies ist, in groben Zügen umrissen, der fachliche Anspruch der Gartendenkmalpflege.

Literaturauswahl

- Hennebo, Dieter (Hg.): Gartendenkmalpflege. Grundlagen der Erhaltung historischer Gärten und Grünanlagen, Stuttgart 1985.
- Wieland, Dieter: Historische Parks und Gärten, Bonn o. J. (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. 45).
- Historische Parks und Gärten – ein Teil unserer Umwelt, Opfer unserer Umwelt. Dokumentation der Tagung 30. Oktober 1996 in Leipzig. Bonn 1997 (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz. 55).
- Kowarik, Ingo u. a. (Hg.): Naturschutz und Denkmalpflege. Wege zu einem Dialog im Garten, Zürich 1998 (= Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Bd.18).
- Denkmalschutz – Texte zu Denkmalschutz und Denkmalpflege. Bonn 1996 (= Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 52. – Darin: Charta von Venedig, Charta von Florenz und Grundsätze der Gartendenkmalpflege der VDL).
- Rohde, Michael (Hg.): Pflege historischer Gärten. Theorie und Praxis, Leipzig 2008 (= Muskauer Schriften, Bd. 6).

Axel Vos

Eingebettet in eine jahrhundertealte Kulturlandschaft: Landsitze in Oberneuland und Rockwinkel

Der bremische Stadtteil Oberneuland ist seit über 200 Jahren bevorzugter Wohnort wohlhabender Bremer. Er ist in der Landschafts- und Siedlungsstruktur immer noch ländlich geprägt mit diversen übrig gebliebenen, meist nur noch zum Wohnen genutzten Bauernhäusern. In seiner Bebauung dominieren heute jedoch die reinen Wohnhäuser, beginnend mit einigen ehemaligen Gutshäusern und vielen Villen aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert und endend mit den sehr zahlreichen neueren Landhäusern und auch Siedlungshäusern aus der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart. Ganz besonders auffällig ist der prachtvolle Bestand an alten Bäumen, der den reizvollen Gegensatz bildet zu der umgebenden baumlosen Weite der Wiesenlandschaft, die von zahllosen schnurgeraden und kilometerlangen Gräben durchzogen ist. Um die heutige Form dieses Landschaftsraumes zu verstehen, ist ein Blick in die Geschichte erforderlich.

Bis vor etwa 900 Jahren war der Landstrich sehr unwirtlich. Er eignete sich weder zum Wohnen noch zur Landwirtschaft. Es handelte sich um das versumpfte Überschwemmungsgebiet der Wümme, das von zahlreichen kleineren Wasserläufen durchzogen war, dazwischen Inseln mit Erlenbrüchen und nahezu undurchdringliche Schilfgürtel. Infolge von Winterhochwassern stand das Wasser nicht selten auch im Sommer knietief auf dem Grasland. Dazu kamen Sturmfluten, die durch die heftigen Nordoststürme von der Nordsee her durch den Unterlauf der Weser in dieses äußerst flache und tief liegende Land gedrückt wurden. Die Stadt Bremen selbst – d. h. die heutige Altstadt zwischen Wall und Weser – lag weitgehend hochwasserfrei auf einer etwa 30 Kilometer langen Binnendünenkette zwischen den Geesträndern

bei Achim und Vegesack. Die höchste Düne (ca. 11 m über NN) ist der Kristallisationspunkt der Stadt. Hier befindet sich bis heute der Bremer Dom St. Petri, der ehemalige Sitz des Erzbischofs. Bereits 787 wurde an dieser Stelle im Auftrag Karls des Großen durch den angelsächsischen Missionar Willehad das Bistum Bremen gegründet.

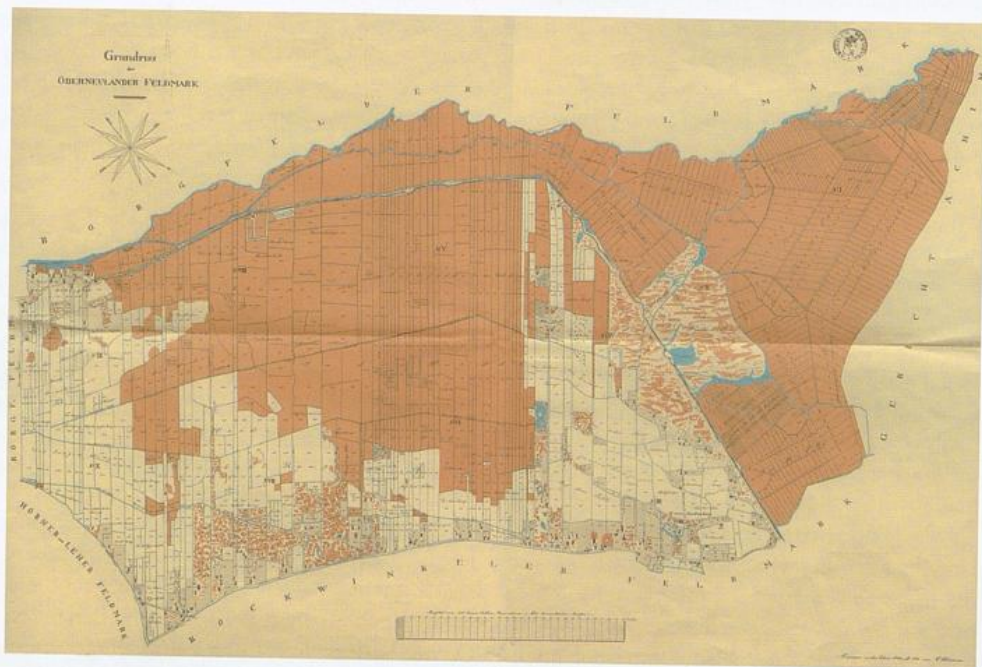
Im Jahre 1106 kamen dann Holländer aus ihrem damals schon sehr dicht besiedelten Heimatland nach Bremen und boten dem Erzbischof an, das nordöstlich der Stadt bzw. südlich der Wümme gelegene Gebiet dauerhaft zu entwässern. Das erschien nicht unmöglich. Der Plan galt als seriös, denn die Holländer waren schon damals als führende Fachleute im Wasserbau bekannt. Erzbischof Friedrich nahm das Angebot an und schloss mit den Holländern einen Vertrag, in dem sich die Siedler verpflichteten, das Land urbar zu machen, in jedem Jahr für jede Hufe einen Pfennig zu entrichten und den Zehnten der Ernte jährlich an das Erzbistum abzuführen.

Die Hufen enthielten die Hofstelle mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden und einen Anteil Wiesenlandes für den einzelnen Siedler. Die Maße der Hufen wurden bereits im Vertrag von 1106 genau festgelegt: Sie sollten eine Länge von 720 und eine Breite von 30 Königsruten haben (etwa 3 km lang und 150 m breit). Die Grenzen bildeten Entwässerungsgräben, die in den meisten Fällen bis heute erhalten sind. Die Hufen wurden nebeneinander etwa rechtwinklig zur Straße und schnurgerade bis zur Wümme angelegt. Diese bildete die Grenze des nunmehr nach seinen Siedlern benannten Hollerlandes. Da der Verlauf der Wümme und einiger anderer Wasserarme jedoch natürlich blieb, ergaben sich verschieden lange Hufen und auch Rest-

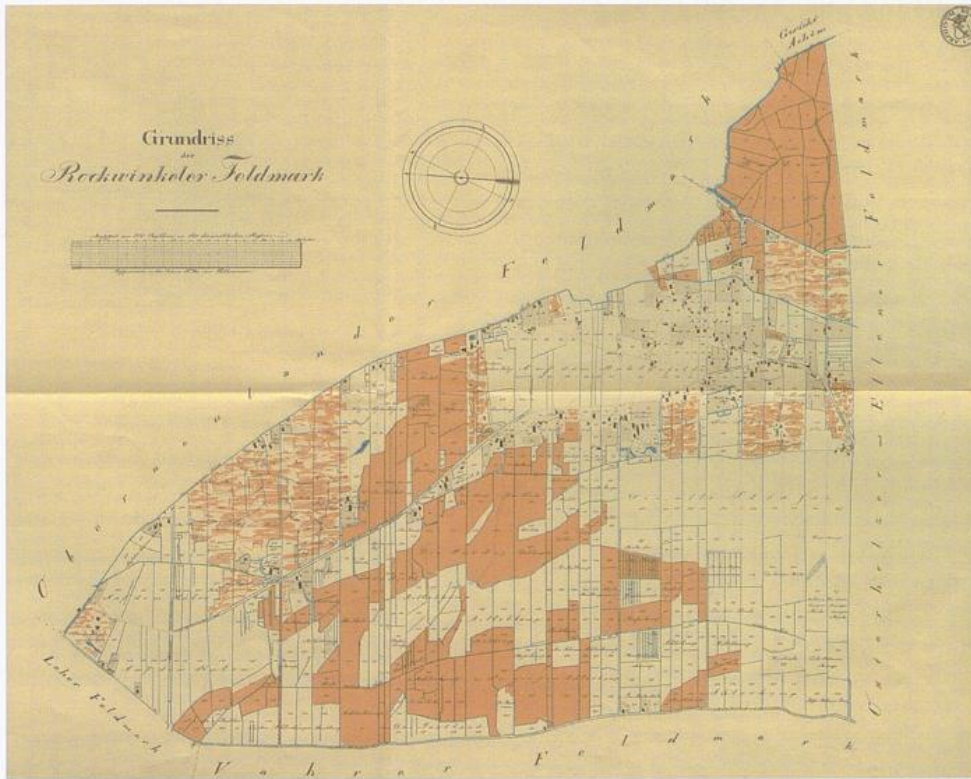
grundstücke von unregelmäßiger Form. Aus letzteren entstanden später die sogenannten Geerengüter, von denen noch die Rede sein wird. Die Gebäude wurden auf künstlichen Erhebungen, den sogenannten Warften oder Wurten erbaut, um sie hochwasserfrei zu halten. Da die Wegeverhältnisse schlecht waren, konnten keine Erd- oder Sandmassen von der Geest herangeführt werden. Die Warften mussten aus dem unmittelbar auf der Hufe vorhandenen Boden aufgeworfen werden (daher auch der Begriff). Zwangsläufig entstanden Erdlöcher, die sich mit Grundwasser füllten. So bildeten sich kleine Teiche, die auch als Wasserreservoir zum Feuerlöschen dienten und teilweise bis heute vorhanden sind. Sämtliche Erdarbeiten mussten selbstverständlich per Hand erledigt werden. Jahrhundertlang waren Spaten und Schubkarre die wichtigsten Arbeitsgeräte der Siedler.

Die jährlichen Überschwemmungen legten eine dünne Humusschicht über das eigentlich unfruchtbare Land, sodass fette Weiden zur Milchviehhaltung entstanden und in geringem

Maße auch Ackerbau möglich wurde. Zunächst waren auch noch keine Deiche zur Abwehr der Sturmfluten vorhanden. Dann wurden aber nach und nach Deiche und kleine Polder gebaut. Erst im 15. Jahrhundert wurden dann höhere und breitere Deiche nötig, da es infolge von Klimaveränderungen und einem allmählichen Anstieg des Meeresspiegels zu immer häufigeren und verheerenderen Überflutungen kam. Jeder Siedler war zum Bau und Unterhalt des Deichabschnittes entlang seines Grundstückes (Hufe) verpflichtet. Dies war eine sehr strenge Vorschrift, denn derjenige, der die finanziellen oder körperlichen Lasten nicht mehr tragen konnte, musste die Hofstelle ohne Entschädigung verlassen. Der Spruch »De nich will dieken, mutt wieken« (Wer nicht deichen will, muss weichen) war bitter ernst gemeint, da ein defekter Deichabschnitt das gesamte eingedeichte Land gefährdete. Der weichende Siedler musste seinen Spaten vor den versammelten Dorfbewohnern in den Deich stecken. Derjenige, der den Spaten zog, war der neue Eigentümer



Oberneulander Feldmark, Karte von 1835



Rockwinkeler Feldmark, Karte von 1842

und übernahm damit alle Deichpflichten. In späteren Jahrhunderten bildeten sich dann verschiedene kleinere Wasser- und Deichverbände, die sich erst 1940 zum »Deichverband am rechten Weserufer« zusammenschlossen. Links der Weser existiert das entsprechende Gegenstück. Heute wird der Deichbau durch Abgaben finanziert.

Jahrhundertlang war das Hollerland rein bäuerlich geprägt. Nach und nach gingen jedoch immer mehr Höfe in den Besitz reicher Bremer Bürger über. Es wurde üblich, sich im Sommer zumindest für einige Zeit auf dem Land einzuquartieren. Namentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war entsprechend dem Zeitgeist der Spätaufklärung die allgemeine Sehnsucht, ganz auf dem Land zu leben, übermächtig geworden. Sie fand jedoch durch die damalige bremische Gesetzesvor-

schrift, durch welche das aktive und passive Wahlrecht der Bürger an einen ständigen Wohnsitz innerhalb der Stadtgrenzen gebunden war, keine Erfüllung. Diese Bestimmung wurde erst 1848 aufgehoben.

Als Ausweg bot sich bis dahin an, den Hauptwohnsitz in der Altstadt beizubehalten und auf dem Lande einen Sommerwohnsitz einzurichten. Zunächst waren das einzelne Zimmer, die in den Bauernhäusern auf Dauer oder auf Zeit gemietet wurden. Im nächsten Entwicklungsschritt kauften dann die Stadtbürger Bauernhöfe oder Güter auf. Nun wurden oft die alten Bauernhäuser umgebaut. Es entstanden aber auch schon neue Herrenhäuser mit separaten sogenannten Hofmeierhäusern (für den Gutsverwalter) und Wirtschaftsgebäuden. Im Folgenden sollen ausgewählte Beispiele solcher Landsitze näher betrachtet werden.

Gut Landruhe, Am Rüten 2–4

Das Gut Landruhe war ein sogenanntes Geerengut der Leher Feldmark und gehört heute zum Stadtteil Horn-Lehe, der an Oberneuland angrenzt. Die Stadtteilgrenze verläuft unmittelbar vor dem Haus. Obwohl also formal nicht zu Oberneuland gehörig, soll das Gut Landruhe hier Berücksichtigung finden, weil es der gleichen Kulturlandschaft zugehörig und vor allem vergleichsweise gut erhalten ist.

Die »Geerengüter«, von denen noch zwei weitere Beispiele folgen, waren in den schiefwinkligen Ecken der Feldmark gelegen (Geeren = Schräge) und wurden ursprünglich vom Erzbischof zu Lehen vergeben. Die exponierte Lage an den Enden der Gemarkung führte bereits im Mittelalter teilweise dazu, dass die Häuser befestigt und mit einem Ringgraben mit Zugbrücke umfasst wurden, sodass Fluchtburgen entstanden, die bei kriegerischen Auseinandersetzungen von der übrigen Bevölkerung aufge-



Gut Landruhe, Brücke aus Eisenkunstguss im Park, bis 1903 im Park Holdheim

sucht werden konnten. Beim Gut Hodenberg ist der Ringgraben noch heute erhalten (siehe dort).

Die überkommenen Gebäude des Gutes Landruhe sind verhältnismäßig jungen Datums. 1795 kaufte der Kaufmann Carl Philipp Cassel (1742–1807) das Gut. Er ließ das alte Gutshaus abbrechen und an derselben Stelle ein neues Haus in noblen klassizistischen Formen errich-



Gut Landruhe, Gutshaus von 1795

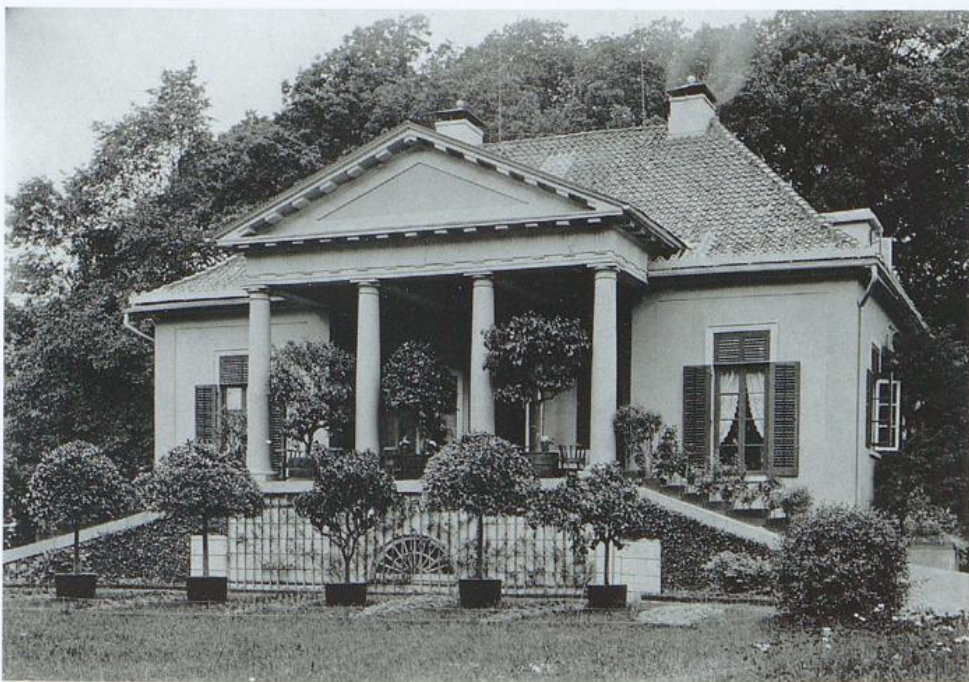
ten. Der engere Umgriff des Hauses wurde damals nach der herrschenden englisch beeinflussten neuen Gartenmode als Landschaftsgarten gestaltet. In diesem steht eine reizvolle Orangerie, deren gusseiserne Sprossenfenster mit Tudorbogenabschluss auf eine Entstehungszeit um 1830 schließen lassen. Im Park findet man neben einer gusseisernen Brücke, die ursprünglich zum Landgut Holdheim gehörte und etwa 1903 hierher versetzt wurde, eine Gartenplastik aus der Zeit um 1800. Dargestellt ist Thalia, die Muse der Komödie und der bukolischen Poesie.

Über das Schicksal der »Landruhe« in jüngerer Zeit berichtet der folgende Beitrag von Rolf Kirsch.

Landgut Holdheim, Apfelallee 30

Ganz in der Nähe von Gut Landruhe ist das Gut Holdheim gelegen. Es handelt sich ebenfalls um ein Geerengut, das aber zur Gemarkung Rock-

winkel gehört. Anstelle eines älteren Wohnhauses ließ 1809 der Eltermann (= Vorsteher der Kaufmannschaft) und spätere Senator Johann Friedrich Abegg ein neues Wohnhaus in klassizistischen Formen mit einem Portikus von vier toskanischen Säulen errichten. Hinter dem Portikus befindet sich ein quer liegender Gartensaal mit ursprünglich oktagonalem Grundriss und ehemals klassizistischer Ausgestaltung. Die sich einst darüber befindende elliptische Scheinkuppel mit Oberlicht ist leider nicht erhalten. Der Entwurf des umgebenden Landschaftsparks geht auf den jungen Isaak Herman Albert Altmann, den Schöpfer der Bremer Wallanlagen, zurück. Im hinteren Parkteil lag ein buchtenreicher See, den man auf zwei gusseisernen Brücken überschreiten konnte. Eine der Brücken wurde, wie schon erwähnt, später in den Park des Gutes Landruhe versetzt und hat sich dort bis heute erhalten. Die ältere Substanz des vorderen Restparks wurde jüngst wieder sorgfältig instand gesetzt und ergänzt.



Landgut Holdheim, Sommerwohnhaus von 1809, Foto 1893

In unmittelbarer Nähe zum Sommerhaus stand auf einer Wurt ein Bauernhaus des niederdeutschen Hallenhaustyps mit Reetdeckung, welches als Hofmeierhaus fungierte. Hinter dem eigentlichen Park lag der sehr große Gemüsegarten mit symmetrischem Grundriss. Auf einem »belt walk« (= Ringweg) konnte man den gesamten Park einschließlich Gemüsegarten umrunden. An der Nordostecke befand sich eine sogenannte »Neugierde«, ein kleiner Aussichtshügel mit Rundbank, von wo aus man in die freie Landschaft blicken konnte. Auch die Neugierde hat sich erhalten (Apfelallee/ Ecke An den Wühren), jedoch ist die freie Aussicht heute nicht mehr möglich.

1904 ging das Anwesen per Testament in das Eigentum der Walte-Schütte-Stiftung über, die hier ein Erholungsheim für die Rekonvaleszenten des privaten Kinderkrankenhauses (heute Ansgarhaus des Gesundheitsamtes) einrichtete. Dazu wurden im hinteren Parkteil einige mehrstöckige Bauten errichtet. Das Sommerhaus wurde zum Schulhaus für die genesenden Kinder umfunktioniert.

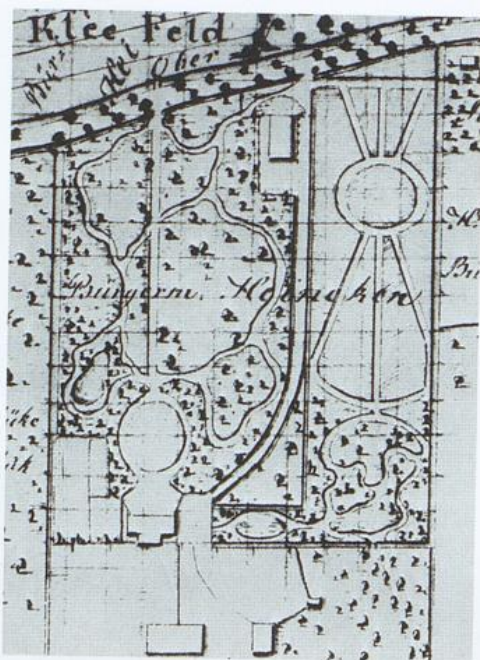
Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Anlage zum städtischen Lungenkrankenhaus ausgebaut. Später ergaben sich andere Nutzungen und zuletzt etwa 10 Jahre Leerstand, bevor es Mitte des vergangenen Jahrzehnts zum Verkauf der Villa, zur Bebauung von Teilen des umgebenden ehemaligen Landgutgeländes und zur Herrichtung des nordöstlich der Villa gelegenen Restparks als öffentliche Grünfläche kam (vgl. dazu im Einzelnen den nachfolgenden Beitrag).

Landgut Heineken, Oberneulander Landstraße 151/153

Die Hufe dieses Landguts ist etwa 185 m breit, damit aus unbekanntem Gründen deutlich breiter als die ursprünglichen Hufen, und ging ehemals durch bis zur Wümme, noch über den Hollerdeich hinweg (Länge der Hufe ca. 2,5 km).

Auf einer älteren Bauernstelle errichtete der Hofrat Dr. Albert Schumacher nach 1762 ein neues, eingeschossiges und lang gestrecktes

Wohnhaus, welches am hinteren Ende eines etwa 200 m tiefen waldartigen Parks gelegen war. In der nächsten Generation ging das Anwesen an Dr. jur. Christian Abraham Heineken (1752–1818), der später Bremer Bürgermeister wurde, über. Nun wurde der Park von Gottlieb Altmann im Geschmack des holländischen Spätbarocks neu gestaltet. Aus dieser Phase hat sich ein kostbares Heckenrondell, in Bremen gern irreführend als »Heckentheater« bezeichnet, erhalten. 6,25 Meter hohe Hainbuchenhecken mit Rundbogendurchgängen umschließen eine elliptische Rasenfläche (50 x 39 Meter). Außen herum verläuft ein etwas erhöhter Weg, der wiederum von einer zwei Meter hohen Hecke umschlossen wird. In der Querrichtung sind die Hecken breit unterbrochen, sodass ein Durchblick entsteht, der sich in einem Weg verliert, ursprünglich der Mittelstrahl einer dreistrahligen barocken »Patte d' oie« (= Gänsefuß). Der übrige Park wurde später in einen Landschaftspark englischen Musters umgewandelt.



Christian Abraham Heineken, Karte des Rüten, 1811. Der Ausschnitt zeigt Heinekens Park



Heinekens Park, Heckenrondell, gepflanzt in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

Das Erdgeschossige Wohnhaus wurde mehrfach umgebaut; die Hauptfront in klassizistischen Formen zeigt einen von schlanken Pilastern gerahmten dreiachsigen, zweigeschossigen Mittelrisalit. Im 19. Jahrhundert entstand an der Rückseite ein neogotischer Anbau. Am Haus haben sich drei barocke Gartenplastiken erhalten, die ursprünglich aus Ichons Park stammten (s. u.). Hinter dem Wohnhaus lag der Wirtschaftshof. Das Hofmeierhaus dagegen wurde im vorderen Parkteil neben dem Heckenrondell angeordnet. Es ist ein Fachwerkhaus des 18. Jahrhunderts, das durch Christian Abraham Heineken eine Vorlaube in Form eines klassizistischen Portikus erhielt, wohl aus rein optischen Gründen.

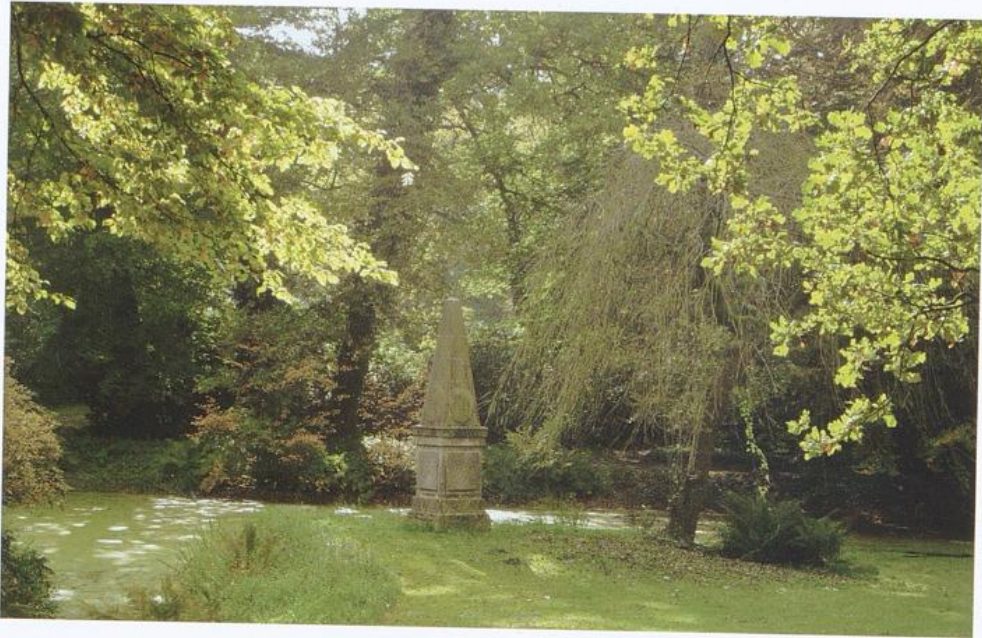
Leider kam es in den 1970er Jahren zu einschneidenden Veränderungen der Anlage (vgl. den folgenden Beitrag). Trotz aller Einbußen ist dankbar zu verzeichnen, dass das über 230 Jahre alte kostbare Heckenrondell so gut über die Zeiten gerettet werden konnte. Den Mitgliedern der Familie Heineken, die in allen Generationen, durch zwei Jahrhunderte hindurch, den jährlichen Heckenschnitt veranlasst haben, sind

wir zu großem Dank verpflichtet. Inzwischen wird diese Arbeit von der Öffentlichen Hand erledigt und finanziert.

Übrigens: Das Stadthaus von Bürgermeister Christian Abraham Heineken, das Haus Sandstraße 3, ist ebenfalls erhalten. Heute ist dieses Gebäude, das letzte noch existierende Domherrenhaus Bremens, ein Bau mit mittelalterlichen Wurzeln und einer einzigartigen bemalten Bohlen-Balken-Decke der Renaissance von 1580, der Dienstsitz des Landesamtes für Denkmalpflege.

Höpkensruh und Muhles Park, Oberneulander Landstraße 69 und 65/67

Beide Parks bilden heute eine zusammenhängende öffentliche Grünfläche. Ursprünglich gehörten sie jedoch zu zwei verschiedenen privaten Landsitzen. Die beiden Grundstücke (Hufen) in der Gemarkung Oberneuland sind sehr schmal, ca. 80 m und 85 m. Die Summe



Höpkenruh, Park mit Obelisk

von 165 m würde in etwa der ursprünglichen Hufe entsprechen. Wurde hier eine Hufe geteilt oder bestanden von Anfang an halbe Hufen oder noch kleinere Einheiten? Die historischen Karten der Gemarkungen Oberneuland und Rockwinkel werfen in dieser Hinsicht jedenfalls Fragen auf.



Höpkenruh, chinoise Brücke im hinteren Parkteil als Point de vue

Auf uns überkommen sind zwei zwar schmale, aber dennoch reizvolle Landschaftsgärten des späten 18. bzw. des frühen 19. Jahrhunderts (Muhles Park). Höpkenruh stellt den ältesten erhaltenen Landschaftsgarten englischer Prägung in Bremen dar und ist mit seinem – heute nur noch als Replik gegenwärtigen – Obelisken-Monument für vier bekannte Botaniker der Aufklärung (von Haller, Jaquin, Roth, Linné) der sentimentalen Strömung des deutschen Landschaftsgartens zuzuordnen.

Typisch ist, dass beide Parks in der Tiefe gestaffelt sind und in den Staffeln unterschiedliche Gestaltungen erfahren haben. In beiden Fällen gibt es Sichtachsen, die in einem »Point de vue« enden. In Höpkenruh ist es eine chinoise Brücke, die über einen See führt, in Muhles Park eine klassizistische Vase.

Das Gutshaus von Höpkenruh wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Ausflugslokal mit Gartenwirtschaft umfunktioniert und erfreute sich sehr lange großer Beliebtheit. Das Haus brannte im Zweiten Weltkrieg ab und wurde um 1960 durch einen Neubau ersetzt.



Muhles Park, Gutshaus von 1815



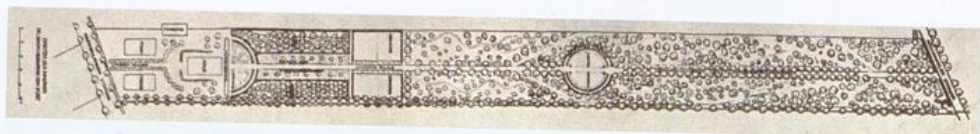
Muhles Park, gusseiserne Vase von 1830 als Point de vue, heute Replik von 1926

Dieser beherbergt heute ein Restaurant der gehobenen Gastronomie.

Das Gutshaus und das Hofmeierhaus in Muhles Park sind erhalten. Beide wurden Mitte der 1990er Jahre in Eigentumswohnungen aufgeteilt. Erwähnenswert ist der achteckige Pavillon, der im Vorfeld des Gutshauses unmittelbar an der Oberneulander Landstraße steht und schon in einer Karte von 1834/35 zu erkennen ist. Diese »Neugierde« ist wohl immer wieder originalgetreu erneuert worden. Ursprünglich war der Pavillon an einer Achelseite offen und an den anderen verglast. Heute ist er durch eine zweiflügelige verglaste Tür geschlossen und zu einem Verkaufspavillon umfunktioniert worden.

Ichons Park, Oberneulander Landstraße 70

Gegenüber von Höpkensruh und Muhles Park liegt Ichons Park. Dieses Landgut gehörte zur Gemarkung Rockwinkel, da das Oberneulander Fleet, welches südlich direkt neben der Ober-



Vorwerk des Simon Hermann von Post, heute Ichons Park, Rekonstruktion des Gartengrundrisses von 1768 (1920 von Gustav Brandes)

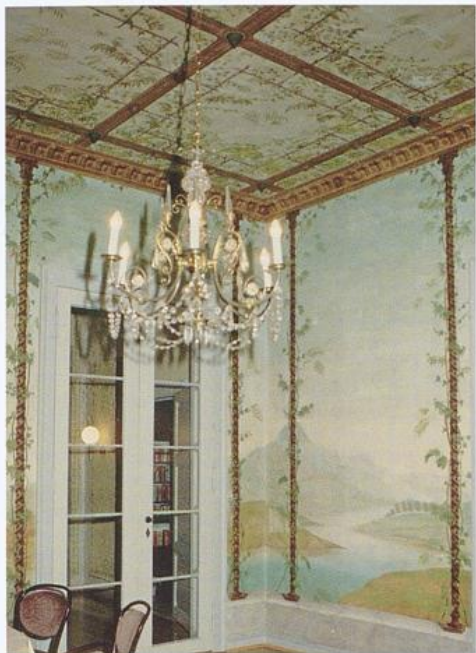
neulander Landstraße verläuft, die Gemarkungsgrenze zwischen Oberneuland und Rockwinkel bildete. Die Hufe war mit 65 Metern Breite deutlich schmäler als die ursprünglichen. Die östliche Nachbarhufe ist ebenfalls sehr schmal, während die übrigen benachbarten Hufen wesentlich breiter sind. Sie erreichen mehr oder weniger das ursprüngliche Standardmaß von etwa 130 Metern. Möglicherweise wurde hier in der Erbfolge einmal eine Realteilung vorgenommen. Die Hufe ging durch bis zur Rockwinkeler Chaussee, der heutigen Rockwinkeler Heerstraße. Dadurch war ihre Länge auf ca. 650 Meter begrenzt. Eventuell setzte sich eine ursprünglich breitere Hufe einst südlich der Rockwinkeler Chaussee fort bis zur südlichen

Gemarkungsgrenze am Hinterdeich, der heutigen Straße »Achterdiek«. Die Struktur der ehemaligen Feldmark lässt diese Vermutung jedenfalls zu.

1768 ließ der Syndikus Dr. Simon Hermann Post auf der beschriebenen kleinen Hufe von Gottlieb Altmann einen Park in barocken Formen mit einer Mittelachse anlegen. Der mittlere Weg ging von Straße zu Straße durch, sodass das Anwesen von beiden Seiten erreichbar war. Auf der Mittelachse, etwa 50 Meter von der Oberneulander Landstraße entfernt, befand sich auf einer Warft das damalige Gutshaus, ein Bauernhaus des niederdeutschen Hallenhaustyps. Der Weg wurde links und rechts streng symmetrisch um das Haus herumgeführt. Da-



Ichons Park, Wohnhaus von 1843 mit rechts anschließendem Hofmeierhaus



Ichons Park, Gartenzimmer im Wohnhaus mit illusionistischer Wand- und Deckenmalerei

vor, direkt an der Oberneulander Landstraße, lagen zwei rechteckige Fischteiche. Hinter dem Haus waren Zier- und Nutzgärten jeweils symmetrisch angeordnet. Der übrige Teil des Parks war als Alleegarten mit sogenannten »englischen Einschüben« gestaltet. Etwa in der Mitte zwischen dem Haus und der Rockwinkeler Chaussee weitete sich der mittlere Weg zu einem kreisrunden Rondell auf, wo vier Marmorstandbilder aufgestellt waren, welche die vier Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft darstellten. Drei dieser Standbilder gelangten später auf dem Erbwege in Heinekens Park, wo sie erhalten geblieben sind. Das vierte kam ebenfalls auf dem Erbwege auf das Gut Riensberg, den heutigen Sitz des Focke-Museums, wo es noch immer im Garten zu bewundern ist.

Im Alleegarten gab es Diagonalwege, die bis an die seitlichen Grundstücksgrenzen führten und Ausblicke in die freie Wiesenlandschaft ermöglichten. Auf diese Weise entstand die Illusion eines weiträumigen Anwesens. Der schmale

Grundstückszuschnitt wurde somit optisch geschickt kaschiert.

1810 ging das Gut an Hinrich Retberg über, der den Park in einen »englischen Garten« umzuwandeln begann. Der nächste Eigentümer, Dr. Gerhard Caesar, kaufte im vorderen Teil an der Oberneulander Landstraße an der Westgrenze Ländereien hinzu und ließ durch Anton Theodor Eggers ein bestehendes Bauernhaus zu einem neuen Wirtschaftsgebäude umbauen und unmittelbar östlich ein neues Wohnhaus in klassizistischen Formen anbauen.

Letzteres ist erhalten. Zwei ganz besondere ausgemalte Zimmer machen es zu einem wahren Kleinod. Das sogenannte Gartenzimmer wurde in illusionistischer Manier als eine mit Weinranken bewachsene Gartenlaube mit Ausblicken in eine arkadische Ideallandschaft ausgemalt. Der benachbarte Saal zeigt ein sehr flaches Tonnengewölbe, besitzt Wandmalereien im pompejanischen Stil und ist mit klassizistischen Wandskulpturen verziert. Die Entwürfe zu beiden Räumen stammen ebenfalls von Anton Theodor Eggers.

Das alte Gutshaus wurde abgebrochen und die rechteckigen Fischteiche zu einem naturnahen See umgestaltet. 1875 kaufte Frau Emma Holler das Gut und ließ den Park durch Wilhelm Benque vollständig in einen Landschaftsgarten umgestalten. Jetzt entstand am Ende des Parks, unmittelbar an der Rockwinkeler Heerstraße, ein Aussichtshügel, der einen Blick auf die Silhouette der in der Ferne liegenden Stadt Bremen gestattete. Später ging das Gut in das Eigentum der Familie Ichon über, deren Mitglieder bis in die 1970er Jahre hier wohnten. Der letzte private Eigentümer, Dr. Theodor Ichon, starb 1967 und vermachte den Besitz per Testament dem Bürgerparkverein, in der Hoffnung, dass dieser den Park werde erhalten können. Diese Hoffnung konnte sich wegen der hohen finanziellen Belastungen, die auf dem Grundstück lagen, leider nicht erfüllen. Das Gutshaus mit seinen kostbaren Innenräumen und ein öffentlich zugänglicher vorderer Parkrest blieben jedoch erhalten (mehr dazu wiederum im folgenden Beitrag von Rolf Kirsch).

Der Hodenberg, Hodenberger Straße 10

Das Landgut Hodenberg ist ein Geerengut in der östlichen Ecke der Feldmark Oberneuland. Es war zeitweise politisch eigenständig und wird im frühen 14. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt. Nachdem »Der Hodenberg« wohl zunächst kirchlicher bzw. klösterlicher und anschließend adliger Besitz gewesen war, wurde er seit dem 17. Jahrhundert zum bürgerlichen Landgut. Der erste in der langen Reihe bürgerlicher Eigentümer ist Bürgermeister Diedrich Hoyer. 1609 ließ er ein neues Gutshaus erbauen, von dem nur einzelne Spolien die Zeiten überdauerten. Das Gutshaus war ursprünglich befestigt und mit einem Ringgraben umgeben. Letzterer hat sich bis in die Gegenwart erhalten.

In den Jahren 1696–1707 wurde der Hodenberg in zwei Landgüter geteilt. Der Name Hodenberg bezieht sich heute nur noch auf das eigentliche Landgut mit Wohnhaus, Wirtschaftsgebäuden und umgebendem Park. Welche

Grundstücke einst dazu gehört haben, kann man nur noch teilweise nachvollziehen. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass sich der Grundbesitz wohl bis zur Oberneulander Kirche erstreckt hat. Die Vorgängerin der heutigen Oberneulander Windmühle und weitere Grundstücke sollen dazu gehört haben.

Nach häufigen Besitzwechseln in den nachfolgenden Jahrhunderten erwarb der vermögende Kaufmann Robert Rickmers (1864–1948), Vorstandsvorsitzender der »Rickmers Reismühlen, Rhederei und Schiffbau AG«, im Jahre 1897 den Hodenberg. Er und seine Frau Lilly entfalteten auf ihrem Landsitz ein vielfältiges kulturelles Leben. Auf Initiative der Hausherrin wurde das Gutshaus in den Jahren 1908, 1910 und 1921 umgebaut. Verschiedene Gesellschaftsräume wurden von namhaften Künstlern wie Ernst Müller-Scheeßel, Theodor Hermann, Albert Ritterhoff und Heinrich Vogeler neu gestaltet.

Elisabeth (genannt Lilly) Rickmers, geb. Lehmann, die eine ausgebildete Schauspielerin war, ließ 1906 durch den renommierten Bremer



Der Hodenberg, Gutshaus mit erhaltenem Ringgraben



Der Hodenberg, Lilly Rickmers' Freilufttheater, Entwurfszeichnung des Gartenarchitekten Christian Roselius, 1906

Gartenarchitekten Christian Roselius ein Naturtheater gestalten. Regelmäßige Freilichtaufführungen in den Sommern folgten, eine Tradition, die bis in die Gegenwart fortgeführt wird. Im Park sind mehrere Gartenpavillons zu finden, darunter ein ehemals als private Tankstelle dienender kurioser »Benzintempel«, denn Robert Rickmers besaß schon Anfang des 20. Jahrhunderts ein Automobil, zu Zeiten, als öffentliche Tankstellen noch äußerst rar waren. 1936, nach dem Tod seiner Frau, gründete er die Stiftung »Der Hodenberg«, der er das Anwesen testamentarisch vermachte. Die Stiftung erhält und betreut es bis heute. Die Stallungen sind an einen Reitverein vermietet.

Barocker Gartenpavillon, Oberneulander Landstraße 27/29

In der Nähe des Hodenbergs hat sich ein kostbares, in Bremen einzigartiges kleines Baudenkmal erhalten. Es handelt sich um ein achteckiges »Teehäuschen« aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ursprünglich gehörte das Grundstück, auf dem es später errichtet wurde, zum Gut Hodenberg. Der nach der Teilung hart an der Oberneulander Landstraße unmittelbar hinter dem Gartenzaun erbaute Pavillon war als »Point de vue« und gleichzeitig als Aussichtspavillon (Neugierde) angelegt. Heute gehört das Teehäuschen zu »Haus Hohenkamp«, einem Wohnheim des Deutschen Roten Kreuzes für ältere psychisch kranke Menschen. Der achteckige, elegant proportionierte Fachwerk-Pavillon mit geschweiftem Blechdach wird bekrönt von einer Architekturvase im Louis-seize-Stil. Auf der zum Garten gelegenen Seite führen drei Sandsteinstufen zwischen zierlich geschwungenen Wangen zur zweiflügeligen Eingangstür. In



Oberneulander Landstraße 27-29, barocker Gartenpavillon, 2. Hälfte 18. Jahrhundert

den Jahren 2002/2003 wurde das kleine Bauwerk sorgfältig restauriert und instand gesetzt. 2004 wurde dafür der 3. Preis des jährlich vergebenen Bundespreises für Handwerk in der Denkmalpflege verliehen. Die Wiederherstellung nach jahrelangem Verfall wäre ohne die äußerst großzügige finanzielle Unterstützung durch die Stiftung Wohnliche Stadt undenkbar gewesen.

Hasses Park, Rockwinkeler Landstraße 41/43

Das ursprüngliche Landgut des Senators Christian Nicolaus Schoene ging 1788 an den Senator Engelbert Wichelhausen und 1819 an Justin Friedrich Wilhelm Iken über. Zwei Enkel des Letzteren teilten 1894/95 den Besitz untereinander auf.

Auf dem südlichen Teil entstand nun der Landsitz Hasse. Die bekannten Bremer Architekten Eduard Gildemeister und Wilhelm Sun-

kel erbauten das neue Landhaus. Ihr malerisch aufgefasster Entwurf lehnte sich mit seinen Veranden, Balkonen, Türmchen und Fachwerkgiebeln an die seinerzeit von Hermann Muthe-
sius erfolgreich propagierten englischen Landhäuser an. Das sehr gut erhaltene Haus ist heute das Hauptgebäude der privaten Tobiasschule, einer heilpädagogischen Sonderschule, die den Konzepten Rudolf Steiners folgt.

Rechts hinter dem Haus hat sich ein in Bremen einzigartiges Denkmal der Gartenkunst und gleichzeitig der frühen Technik erhalten: die ehemalige Orangerie des alten, größeren Gutes Iken. Die Schrägenster auf der Südseite lassen sich einzeln über einen Seil-, Rollen- und Walzenmechanismus hochziehen. Unmittelbar darüber befinden sich hölzerne Lamellen-Läden, die zur Verschattung auf dieselbe Weise heruntergelassen werden können. Um 1980 waren alle Teile der Orangerie in einem sehr maroden Zustand. Es gelang aber, sie denkmalgerecht wiederherzustellen. Die Verantwortlichen der



Hasses Park, Orangerie, entstanden um 1790

Tobiasschule hegen und pflegen dieses besondere Kulturdenkmal nach wie vor mit sehr viel Mühe und Liebe. Dafür durften sie zusammen mit den ausführenden Handwerkern 2004 einen 1. Preis des »Bundespreises für Handwerk in der Denkmalpflege«, verliehen von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und dem Zentralverband des Deutschen Handwerks, entgegennehmen.

Der vordere Parkteil, insbesondere der Teil um den Teich hinter dem Landhaus, wurde wohl um 1880 von Wilhelm Benque neu gestaltet. Der hintere Parkteil ist heute als öffentliche Grünanlage abgeteilt. Er geht auf den Senator Wichelhausen zurück und ist in anglo-chinoiden Formen gestaltet. Die Wegeführung, der See und der Aussichtshügel sind lediglich erhalten. Der um 1800 entstandene »chinesische Freundschaftstempel«, im Volksmund früher auch »Franzosenstempel« genannt, und die »chinesische Brücke« über den See wurden 1937 originalgetreu rekonstruiert. Der »Tempel« wurde in jüngerer Zeit durch Brandstiftung zerstört und nicht wieder aufgebaut. Die Brücke musste vor einigen Jahren ein zweites Mal wieder aufgebaut werden und befindet sich leider nach neuerlichen Vandalismusattacken schon wieder in einem desolaten Zustand.

Die ehemaligen Bauerndörfer Oberneuland und Rockwinkel, vermischt mit dem ehemaligen »Paradies« der wohlhabenden Bürger und der Sommerfrische des breiteren Publikums mit ihren Ausflugslokalen, sind nur noch in Resten vorhanden. Die Verstädterung hat Oberneuland seit Langem erreicht. Dennoch ist immer noch so viel des alten Reizes übrig geblieben, dass der Stadtteil eine der gefragtesten (und teuersten) Wohngegenden in Bremen geblieben ist. Die noch erhaltenen Strukturen der Hollerkultur, die viel zu wenig im öffentlichen Bewusstsein verankert sind, stellen ein wertvolles, nunmehr 900 Jahre altes Kulturgut dar, welches unbedingt ungeschmälert erhalten werden sollte.

Literaturauswahl

- Skalecki, Georg (Hg.): Denkmalpflege in Bremen, Heft 5, Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, Bremen 2008
- Gross, Detlev G. und Ulrich, Peter (Hg.): Bremer Häuser erzählen Geschichte, 2 Bde., Bremen 1998 und 2001
- Hoffmann, Hans-Christoph: Erforschen, Pflegen, Schützen, Erhalten, Ein Vierteljahrhundert Denkmalpflege in der Freien Hansestadt Bremen, Ein Rückblick, Bremen 1998
- Lindemann, Berthold: Höpkens Ruh 1893–1993, Vom hollerländischen Vorwerk zur stadtbremschen Stiftung, Bremen 1993
- Müller, Uta: Oberneuland, Ein siedlungshistorisch-gartendenkmalpflegerischer Beitrag zur Flächennutzungsplanung, in: Jahrbuch des Vereins für Niedersächsisches Volkstum 1987, Bremen 1987, S. 8–97
- Lammek, Kurt (Bearb.): Ortsteil Oberneuland, Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Baudenkmale in der Freien Hansestadt Bremen 3.6, Fischerhude 1984
- Wilhelm Lührs: Heinekens Park, Zur Geschichte eines Bremer Vorwerks, in: Bremisches Jahrbuch, Band 59 (1981), S. 17–56
- Hollanders, Sophie: Oberneuland, Bilder aus alten Truhen, Bremen 1981
- Stein, Rudolf: Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens, Bd. II (Die Vorstädte und die Stadt-Landgüter, Vegesack und Bremerhaven), Bremen 1965 (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 5)
- Brandes, Gustav: Aus den Gärten einer alten Hansestadt, Bremen 1939
- Prüser, Friedrich: Der Hodenberg, zur Geschichte eines bremischen Landgutes, Bremen 1936
- Priester, Karl: Bremische Wohnhäuser um 1800. Beiträge zur Baugeschichte der Stadt Bremen, Bremen 1912

Rolf Kirsch

Wunsch und Wirklichkeit – vom Umgang mit Bremer Privatparks unter Verwertungsdruck

Durch Parzellierung und Aufsiedlung gingen in Bremen – vor allem in den innenstadtnahen attraktiven Wohnlagen wie Schwachhausen – viele kleinere Villen- und Landhausgärten verloren. Andere büßten durch Vereinfachung, mangelnde Pflege oder Umgestaltung ihren ursprünglichen Charakter ein.

Hinsichtlich der größeren und bedeutenderen privaten Parkanlagen hat sich hingegen der bremische Staat in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg bei drohendem Verlust wiederholt um die – zumindest partielle – Erhaltung durch Umwidmung zu öffentlichen Grünanlagen bemüht. Seine Rolle war dabei aber durchaus widersprüchlich, hatte er doch durch veränderte Bauleitplanung die Gefährdung der Anlagen mit verursacht und war auch – insbesondere im Fall von Heinekens Park – nicht immer bereit, seine finanziellen Möglichkeiten zum Erwerb des Terrains auszuschöpfen. Die bremische Denkmalpflege war naturgemäß stets nur ein Akteur unter mehreren aufseiten der Vertreter öffentlicher Interessen (Bauleitplanung, Grünordnung und Grünpflege, Naturschutz), stand wie diese im Kräftefeld politischer Entscheidungen und konnte trotz oft hohen Engagements ihre Zielsetzungen nur zu einem Teil erreichen.

Am Beispiel von vier Parkanlagen in Oberneuland und dessen unmittelbarem Umfeld (dies betrifft Haus Landruhe, das zum benachbarten Horn-Lehe zählt) soll der Umgang mit diesen Objekten skizziert werden. Über die historische Entwicklung der großbürgerlichen Landgüter in Bremen-Oberneuland und Rockwinkel berichtet Axel Vos in diesem Band, so dass hier auf einen geschichtlichen Abriss verzichtet werden kann. Gustav Brandes hatte den Oberneuländer Parks schon in den 1930er Jahren in seinem Buch »Von den Gärten einer alten

Hansestadt« ein literarisches Denkmal gesetzt. Eine dieser Anlagen war bereits seit Langem durch testamentarische Verfügung ihres letzten Eigentümers in den Besitz Bremens gelangt und wird seither, wie es das Testament von Kapitän Johann Höpken bestimmte, als öffentliche Parkanlage mit Gartenwirtschaft betrieben: Höpkensruh, der am besten erhaltene frühe Landschaftsgarten Bremens, seit 1975 für die Besucher erweitert um den unmittelbar benachbarten Landsitz Muhles Park – dessen größter Teil nach Ankauf durch den bremischen Staat und Verhinderung einer drohenden Aufsiedlung heute ebenfalls öffentliche Grünfläche ist, während das Wohngebäude und sein engeres Umfeld privat genutzt werden. In der Tradition von Höpkens Park kann letztlich der Einsatz Bremens für die wenigstens teilweise Umwidmung von großen ehemals privaten Parks zu öffentlichen Grünanlagen gesehen werden. Nicht nur in Oberneuland, sondern auch in Bremen-Nord mit Knoops Park und in jüngster Zeit mit Wätjens Park (vgl. die Beiträge von Susanne Schöb und Rainer Frankenberg in diesem Heft) finden sich Beispiele dafür.

Mit der Ausweisung weiter Teile des trotz zunehmender Wohnnutzung seit dem späten 19. Jahrhundert noch immer ländlich geprägten Stadtteils Oberneuland als Wohnbauflächen und gemischte Bauflächen im Flächennutzungsplan 1965, geschehen in der Erwartung eines (nie eingetretenen) kurzfristigen Anwachsens der Stadt auf 750.000 Einwohner und mit dem politischen Willen, solventen Steuerzahlern innerhalb der Landesgrenzen geeigneten Wohnraum anzubieten, hatte Bremen zunächst freilich selbst eine Entwicklung in Gang gebracht, die den Fortbestand der Oberneuländer Kulturlandschaft insgesamt und speziell den der Land-



Villa Ichon mit ungestörtem Vorfeld und Abschirmung zu den Neubauten

güter bedrohte. Die aus den nachfolgenden Bebauungsplänen sich ergebende Erhöhung der Grundsteuer zwang viele Landwirte und Besitzer von Landgutparks zum Verkauf ihrer Flächen. Die im Verhältnis zur vorhandenen Struktur recht knapp bemessenen Mindestgrundstücksgößen förderten die Zersiedlung Oberneulands und die Zerstörung der Parkräume zusätzlich.

In keinem der vorgestellten Fallbeispiele (Ichons Park, Heinekens Park, Gut Landruhe, Gut Holdheim) wurde das komplette noch erhaltene Areal in einen öffentlichen Park transformiert. Es war jedoch in allen Fällen möglich, die wertvollen Hauptgebäude zu bewahren und – soweit erforderlich – einer sinnvollen neuen Nutzung zuzuführen. Teilbereiche der Parks wurden – in jeweils sehr unterschiedlichem Umfang und mit wechselndem Geschick – bebaut, während die restlichen Flächen als öffentliche oder öffentlich zugängliche (Ichons Park) Grünanlagen eine Zukunft erhielten. Der optische Zusammenhang zwischen öffentlichem Restpark und privat genutztem alten Hauptge-

bäude samt privatem Umfeld konnte jeweils gewahrt werden, sodass ein Erleben des ursprünglichen Landgutcharakters zumindest noch in reduzierter Form möglich ist.

Als 1967 nach dem Tod von Theodor Ichon die Frage der Zukunft von Ichons Park zu klären war, waren die Voraussetzungen für eine Erhaltung der im 18. und 19. Jahrhundert entstandenen Gesamtanlage denkbar schlecht: Auf-



Ichons Park, Altenwohnungen

grund der hohen Schulden, die auf dem Erbe lasteten, sahen sich die Erben, eine Nichte des Verstorbenen mit einem Fünftel der Erbmasse, und, durch Testament bestimmt, der Bürgerparkverein mit vier Fünfteln, gezwungen, die hintere Hälfte des Grundstücks und das wertvolle Inventar des Landhauses zu verkaufen. Die Hoffnungen, der Bürgerparkverein könnte die Erhaltung und Pflege der Anlage für die Öffentlichkeit übernehmen, waren von vornherein illusorisch. Bremen unternahm keinen ernsthaften Versuch, das Anwesen zu erwerben.

Der Wert der Anlage war allerdings durchaus bekannt und wurde sowohl vom Landesbeauftragten für Naturschutz und Landschaftspflege als auch später vom Landesamt für Denkmalpflege gebührend herausgestellt. Immerhin aber gelang es, nachdem der rückwärtige Teil des Grundstücks zur Rockwinkeler Landstraße bereits für den Bau von Einfamilienhäusern aufparzelliert worden war, den Kernbereich um das alte Ichon'sche Landhaus, nämlich dessen Vorfeld zur Seitenstraße Lindenweg und vor allem die wesentliche Beziehung zwischen ihm und der Oberneulander Landstraße, von Bebauung frei zu halten. Mit der Bremer Heimstiftung konnte eine geeignete neue Nutzerin für das Landhaus gefunden werden. Sie war in der Lage, das Gebäude mit seinen kostbaren spätklassizistischen Wandmalereien im pompejanischen Stil als Raum für Gemeinschaftseinrichtungen in ein Altenzentrums-Konzept zu integrieren. Dies wurde von der Denkmalpflege mit spürbarer Erleichterung begrüßt und aktiv unterstützt. Während einer langen Zwischenphase des Leerstands sorgte die Denkmalpflege durch Zuschüsse dafür, dass das Haus gesichert und die Wandmalereien restauriert werden konnten. Die Neubauten des Altenzentrums, auf deren Anordnung und Gestaltung das Gartenbauamt und die Denkmalpflege Einfluss nahmen, wurden Mitte der 1970er Jahre so in den hinteren verbliebenen Parkteil hineinkomponiert, dass wichtige Raumbezüge und wertvolle alte Parkbäume erhalten werden konnten und die bis zu fünfgeschossigen Neubauten teilweise durch Baumkulissen abgeschirmt wurden.

Kein Ruhmesblatt für das Agieren der öffentlichen Hand insgesamt ist sicherlich der Umgang mit Heinekens Park, obwohl am Ende – nicht zuletzt durch das Handeln der Denkmalpflege ab den frühen 1970er Jahren und durch den Einsatz des Gartenbauamtes – noch denkbar Schlimmeres verhindert und ein zwar nicht befriedigender, aber unter den entstandenen schwierigen Bedingungen dennoch respektabler Kompromiss erreicht werden konnte. Heinekens Park, als Landsitz des Bürgermeisters Christian Abraham Heineken im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert prägend geformt, ist eines der bedeutendsten bremischen Landgüter und insofern einzigartig, als sich im Land Bremen nur hier mit dem großen Heckenrondell bedeutende Strukturen aus der Phase der französisch-niederländisch beeinflussten formalen Gartengestaltung erhalten haben, während sie ansonsten durch den Siegeszug des Landschaftsgartens überformt und verdrängt wurden. Gleichwohl war auch das Areal von Heinekens Park als Bauland ausgewiesen worden. Die damit verbundenen grundsteuerlichen Belastungen veranlassten den Eigentümer Dr. Hermann Heineken ab 1969, die Initiative zum Verkauf großer Teile des Grundstückes zu ergreifen und sich letztlich auf das alte Hauptgebäude des Landgutes zurückzuziehen.

Zunächst hatte er das Grundstück der Stadtgemeinde angeboten, die nach einigem Hin und Her, nachdem bereits private Investoren ins Spiel gekommen waren und nachdem Anfang 1970 ein Erwerb durch die Stadt dann doch noch greifbar nahe schien, schließlich mit der Begründung eines zu hohen Kaufpreises und vorrangiger sozialpolitischer Zielsetzungen einem vollständigen Ankauf 1972 eine endgültige Absage erteilt hatte. Im Endergebnis kam es zu einer Teilbebauung des Landgutes mit einem bis zu achtgeschossigen Eigentumswohnungs-Querriegel an der rückwärtigen Grenze zwischen Park und den ehemaligen Wirtschaftsflächen des Anwesens sowie einer Ansiedlung von fünf eingeschossigen Einfamilienhäusern innerhalb des Parks in der Nähe des alten Hauptgebäudes, während der restliche Parkteil mit dem Hecken-



Heinekens Park, Blick zwischen zwei Solitären des landschaftlichen Parkeils hindurch zum Heckenrondell

rondell und der seitlich anschließenden landschaftlichen Gestaltung sowie dem ehemaligen Vorwerksverwalterhaus (meist als »Hofmeierhaus« bezeichnet) in den Besitz Bremens gelangte; das Vorwerksverwalterhaus wurde in Erbpacht an eine Kunstgalerie vergeben.

Der in seiner ländlichen Abgeschlossenheit seltsam unreal anmutende, überdimensionierte Riegelbau, dessen Volumen auch aus der Zielsetzung resultierte, große unbebaute Freiflächen im Park zu erhalten, sorgte seinerzeit für verständliche Empörung und unterbricht natürlich den Bezug zwischen Park, Wohnhaus Heineken und freier Wiesenlandschaft. Er wird jedoch heute durch Vegetation so stark abgeschirmt, dass er im Gesamtbild fast weniger in Erscheinung tritt als die Einfamilienhäuser. Deren Gestaltung und Anordnung wurde unter Einflussnahme der Denkmalpflege aber so gewählt, dass sie einerseits optisch durch Form- und Materialwahl mit dem alten Gutshaus einigermaßen harmonieren und andererseits die

beiden Parkeiche, ein Rasenrondell vor dem Gutshaus und die auf die Mitte dieses Rondells und des Hauses zielende Wege- und Blickachse nicht überbauen. Das Landesamt für Denkmalpflege und das Gartenbauamt sicherten sich für die Unterstützung ihrer Position hinsichtlich des Wertes von Heinekens Park und für den



Heinekens Park, Wohnriegel hinter dem Landhaus



Landruhe, freigehaltene Parkwiese

zukünftigen Umgang mit dem Objekt den fachlichen Beistand des Nestors der deutschen Gartendenkmalpflege, Dieter Hennebo. Eine zur besseren Wasserversorgung der bereits deutlich schwächernden alten Hainbuchen des Heckenrondells 1978 installierte Bewässerungsanlage war so wirkungsvoll, dass man die bereits in einer Baumschule herangezogenen Ersatzpflanzen



Landruhe, Eichenallee an der Ostgrenze des Grundstücks

für die vollständige Nachpflanzung des Rondells später anderweitig verwenden konnte.

Während sich das Schicksal von Heinekens Park noch zu Zeiten eines deutlich besseren finanziellen Handlungsspielraums Bremens entschied, stand der Umgang mit den Landgut-(Rest-)Ensembles von Haus Landruhe und Haus Holdheim bereits unter dem Diktat chronisch leerer Kassen des hoch verschuldeten Gemeinwesens. Erschwerend kam in beiden Fällen hinzu, dass lediglich die historischen Bauten und ihr direktes Umfeld durch Denkmalschutz gesichert waren. Waren in Holdheim tatsächlich durch massive Umnutzungen des Geländes seit 1904 die Störungen bereits so gravierend, dass eine Unterschutzstellung des Gesamtareals nicht zu rechtfertigen gewesen wäre, so wäre im Falle der Landruhe ein Denkmalstatus für das gesamte Gelände – und zwar als Landgut-Ensemble mit Villa, Nebengebäuden, hausnahe Park, ehemaligen Ökonomiefeldern und Alleinbestand aus kulturgeschichtlichen Gründen, nicht in seiner Gesamtheit als »Park« aus künstlerischen Gründen – in der Rückschau sachlich an-

gemessen gewesen. Aufgrund des bestehenden Baurechts und drohender Entschädigungskonsequenzen war aber die Nachholung des zuvor versäumten Denkmalschutzes zum Zeitpunkt der Neuordnung der Besitzverhältnisse nicht mehr möglich. Als der letzte private Eigentümer von Haus Landruhe sich 1989 aus finanziellen Gründen von seinem Besitz trennen musste, galt es für das wertvolle klassizistische Landhaus aus dem 18. Jahrhundert eine neue Nutzung und für das stark verwilderte Landgutgelände eine sinnvolle Perspektive zu finden. Die Bremer Landesbank, vertreten durch ihre Tochter Nordwest Vermögen, war durch die finanziellen Probleme des letzten Hauseigentümers in den Besitz einer Grundstückshälfte gelangt, konnte die andere 1992 erwerben und strebte eine wirtschaftlich tragfähige Nutzung an. Durch die geplante Teilbebauung mit Eigentumswohnungen in Geschossbauweise, die durch das seit 1971 geltende Baurecht ermöglicht wurde, drohte dem rückwärtigen größeren und extensiver gestalteten Parkteil – im Wesentlichen ein Teil der ehemaligen Wirtschaftsflächen des Landgutes – nach ersten Konzeptionen die Zerstörung seiner Mitte und seines Blickbezuges zum Landhaus. Die geplante Anordnung der Bauten auf dem Gelände versuchte, im Sinne des Baumschutzes möglichst viele Altbäume zu erhalten, und hätte dafür die Zerstörung des räumlichen Gefüges der Anlage in Kauf genommen.

Dem Einwirken der Denkmalpflege ist es letztlich zu verdanken, dass es anders kam. Gemeinsam mit der städtischen Grünpflege und dank der kooperativen Haltung von Eigentümern, Stadtplanung und Naturschutzbehörde gelang ein Kompromiss, der als realistischer Teilerfolg bewertet werden muss, wenn er auch manchen Akteuren, die das nicht umsetzbare Maximum eines vollständigen Ankaufs durch den Staat und die ungeschmälerter Erhaltung des Landgutes als zukünftig öffentliche Grünanlage forderten, nicht genügte: Das Landhaus mit seinem einzigartigen Inventar und dem intensiver gestalteten eigentlichen Parkumfeld samt Hofmeierhaus und dem jetzt in alter Funk-

tion reaktivierten tudorgotischen Orangeriegebäude von etwa 1830 wurde von der Bremer Landesbank für repräsentative und kulturelle Zwecke hergerichtet und vorbildlich instand gesetzt, die nach Lage der Dinge unvermeidliche Neubebauung mit Geschossbauten am westlichen und am nördlichen Rand des Landgutgeländes unter Opferung eines Teils des dortigen



Landruhe, Neubauten am Westrand des Parks

Baumbestandes konzentriert, der Hauptanteil des Grundstücks aber mit der zentralen Reitwiesen-Lichtung und der flankierenden alten Eichenallee als öffentlicher Park der Allgemeinheit zugänglich gemacht und mit Ausgleichszahlungsgeldern für den Eingriff in den Naturhaushalt durch die Neubebauung instand gesetzt, geordnet und gepflegt. Dabei wurden alte Wegeverläufe aufgespürt und reaktiviert, es wurden hässliche Garagenbauten entfernt, der stark zugewachsene Park aufgeräumt und Nachpflanzungen unter anderem in der Eichenallee vorgenommen. Durch Feinjustierung der Anordnung der Neubauten und ihrer Zuwegung konnte noch eine sehr kapitale alte Eiche vor der Fällung bewahrt werden.

Im Falle des ehemaligen Landgutes Holdheim lagen die Dinge ähnlich komplex. Das Objekt gehörte zu den zahlreichen Immobilien in bremischem Besitz, von denen sich die öffentliche Hand in jüngerer Vergangenheit und Gegenwart trennen musste oder muss, um die angespannte Haushaltssituation durch Kauf-



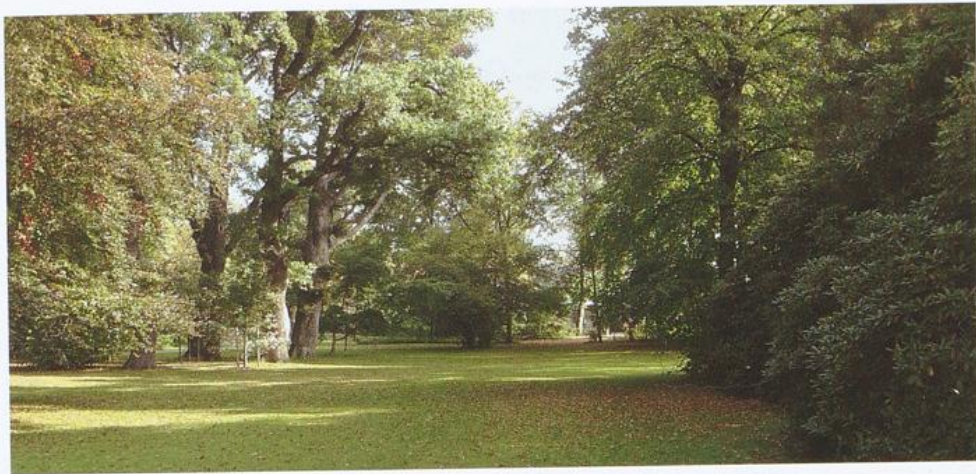
Holdheim, Villa mit Vorfahrt und Assistenzbau

erlös und Einsparung von Unterhaltslasten ein wenig zu verbessern. Nicht wenig Sorgen bereitete dabei die Frage, wie das klassizistische Landhaus, eines der schönsten seiner Art in Bremen, zukünftig genutzt werden sollte, um ihm eine wirtschaftliche und zukunftssichere Fortexistenz zu ermöglichen.

Das Landgut Holdheim war von dem vermögenden Kaufmann und späteren Senator Johann Friedrich Abegg im frühen 19. Jahrhundert geschaffen worden, der sich 1810 von dem Baumeister Hinrich Kaars ein Landhaus erbauen ließ, das von einem landschaftlichen Park nach Entwurf des bekannten Gartenarchitekten und Schöpfers der Bremer Wallanlagen, Isaak Hermann Albert Altmann, umgeben wurde. Später diente Holdheim als Landsitz der angesehenen Bremer Familien Gloystein und Focke, bevor 1904 die Walte-Schütte-Stiftung für kränkliche Kinder das Anwesen übernahm und 1904 als Kinderheim einrichtete. Zu diesem Zweck wurden diverse größere Neubauten im Park errichtet. Ab 1947 wurde Holdheim von der Stadt Bremen als Tuberkulose-Krankenhaus

genutzt, 1965–1966 wurden zulasten von Wiesen- und Teichflächen im Zusammenhang mit der Kliniknutzung mehrere weitere Bauten errichtet. Zuletzt wurde Holdheim zur Nutzung als Japanisches Internat vergeben, bevor ein längerer Leerstand mit ungewissen Zukunftsaussichten begann; die verbliebenen Parkflächen befanden sich in einem sehr schlechten Pflegezustand.

Der Prozess der Neuordnung (ca. 2004–2009) führte zu folgendem Ergebnis: Der durch die teilweise schon sehr mitgenommenen ehemaligen Kinderheim- und Klinikbauten geprägte größere westliche Teil des Geländes wurde nach deren Abriss mit Ein- und Mehrfamilienhäusern in privater Trägerschaft neu bebaut. Die gefährdete und aufgrund ihrer unwirtschaftlichen Raumzuschnitte und ihrer hohen Reparaturkosten schwer verwertbare Villa wurde an einen anderen, auf schwierige Fälle spezialisierten Investor zur Einrichtung von zwei exklusiven Eigentumswohnungen vergeben. Um die Investitionen in die Villa ökonomisch vertretbar zu gestalten, musste dem Bauherrn von der



Holdheim, Hauptansicht des reaktivierten, jetzt öffentlichen Parkteils, Blick nach Osten

Denkmalpflege ein modern kontrastierender, sich neben der Hauptfassade der Villa sehr zurücknehmender Assistenzbau mit weiteren Eigentumswohnungen zugebilligt werden. Der am besten erhaltene Kernbereich des Parks mit noch deutlichen Spuren der Gestaltung durch Altmann vor der Hauptfront des Landhauses und nordöstlich von diesem wurde mit Mitteln aus Ausgleichszahlungen für Eingriffe in den Naturhaushalt auf dem ehemaligen Landgutgelände aufwendig instand gesetzt, ein ähnliches



Holdheim, Blick von der rekonstruierten Grotte im öffentlichen Parkteil zur Privatzone um die Villa

Modell also wie im Fall des Parks von Haus Landruhe oder auch im Fall von Wätjens Park. Der engere Bereich um das Landhaus mit Rasenfläche und repräsentativer Vorfahrt gehört noch zum Privatbereich, während der größere verbliebene Restpark nordöstlich des Altbaus öffentlicher Park wurde, wobei es gelang, die Blickbezüge zwischen Park und Villa zu erhalten und die Grenzziehung weitgehend unsichtbar erscheinen zu lassen. Durch die umfangreiche Instandsetzung gewann der alte Parkteil einen Großteil seiner alten Qualitäten zurück. Eine wesentliche Grundlage dafür war das weitgehend noch vorgefundene und reaktivierte Wegenetz der Zeit um 1904, das noch auf älteren Zuständen basiert. Die Instandsetzungsmaßnahmen, für den öffentlichen Teil geplant und durchgeführt vom kommunalen Grünpflege-Eigenbetrieb Stadtgrün Bremen, basierten auf einer historischen Analyse des Parks und einer detaillierten Konzeption, ausgearbeitet von einem im Umgang mit historischen Anlagen erfahrenen Bremer Gartenarchitektenbüro.

Quellen

Landesamt für Denkmalpflege Bremen, Objektakten

Rolf Kirsch

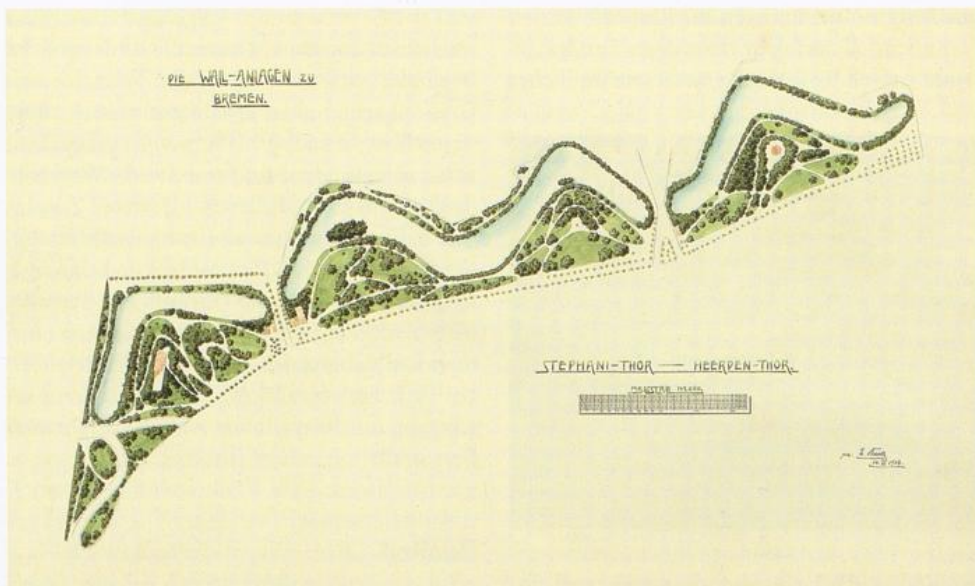
Die Bremer Wallanlagen – Geschichte und Gegenwart

Ein großer Medienrummel und ein mehrjähriger Festivitätenmarathon zum 200-jährigen Jubiläum der Wallpromenaden im Jahr 2002 haben viele Bremer erst wieder neu auf die Bedeutung und die historische Dimension der Anlage aufmerksam gemacht. Dabei war das Bewusstsein für den kulturhistorischen Rang der Bremer Wallanlagen bereits vor rund 100 Jahren vorhanden.

Schon in der 1910 von der sogenannten »Sachverständigen-Kommission« dem Bremer Senat und der Bürgerschaft vorgelegten Vorschlagsliste zur Ergänzung des »Gesetzes betreffend den Schutz von Baudenkmalern und Straßen- und Landschaftsbildern« waren die Wallanlagen enthalten. Der förmliche Schutz der Altstadt-Wallanlagen als Gesamtgebilde blieb

jedoch der Ära des modernen Bremer Denkmalschutzgesetzes von 1975 vorbehalten. Sie erfolgte 1977.

Der besondere Wert der Bremer Wallanlagen war spätestens zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch überregional von der Fachwelt wahrgenommen worden. Hugo Koch urteilt in seinem bekannten Werk »Gartenkunst im Städtebau« (1914) über die, wie er notiert, »in letzter Zeit viel genannten Bremer Wallanlagen«: »Wenige Städte haben in ähnlich glücklicher Weise ihren alten Wall benutzt.« Den Rang der Bremer Wallanlagen, auch in nationaler Dimension, darf man als hoch einstufen. Zwei Faktoren lassen den Bremer Wall heute unter den Wallanlagen Deutschlands einzigartig erscheinen: Der nicht nur für eine Stadt der Größenordnung Bremens

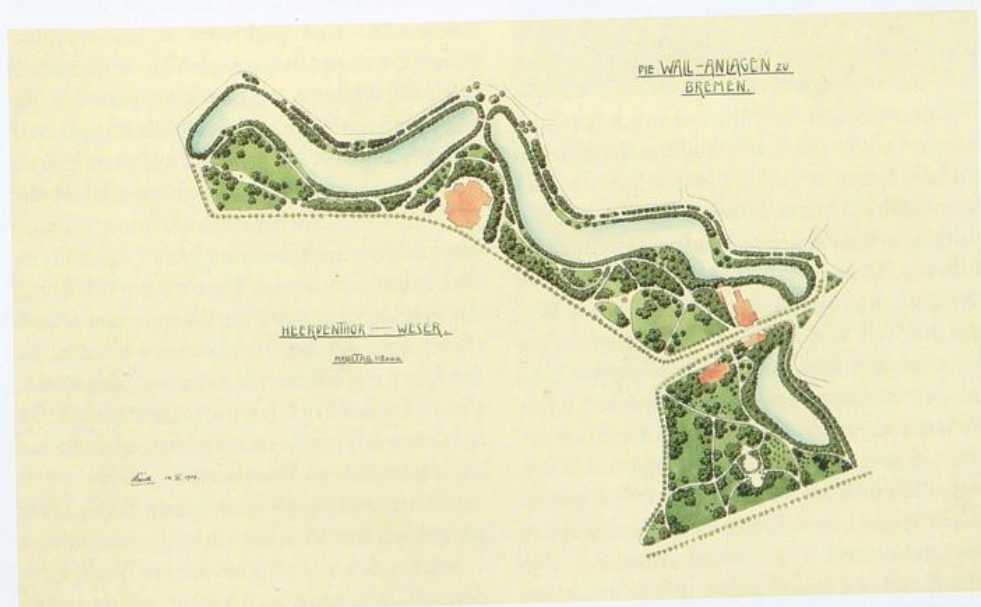


Erwin Barth, Plan der Bremer Wallanlagen, westliche Hälfte, 1902

wirklich bemerkenswerte flächenbezogene Erhaltungsgrad des Altstadtalles und die zumindest in wesentlichen Teilbereichen noch ablesbaren gartengestalterischen Grundzüge der ersten Entstehungsphase in der ersten Hälfte des 19. Jhs. Die Bremer Wallanlagen sind in mehrfacher Hinsicht als ein Kulturdenkmal anzusprechen. Da ist zum Ersten natürlich ihre Bedeutung unter historischem, topografisch-städtebaulichem und stadtentwicklungsgeschichtlichem Aspekt als ehemalige Stadtbefestigung und Stadtbegrenzung zu erwähnen. Der zweite Gesichtspunkt ist die Eigenschaft als bedeutendes Werk der Gartenkunst. Hierbei ist nicht nur an die Entstehungsphase in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu denken, sondern auch an spätere gestalterische Einflüsse. Ein letzter Aspekt betrifft die übergreifende Bedeutung der Wallanlagen als Ausdruck hiesiger bürgerlicher Kultur und Geisteshaltung des frühen 19. Jahrhunderts im Gefolge spät-aufklärerischer Tendenzen. Gebildete bürgerliche Gartenamateure aus den Kreisen des Stadtpatriziats, namentlich Simon Heinrich Gondela und Christian Focke, spielten eine wichtige

Rolle für die erste Phase der Wallumgestaltung, wie von Michael Ruppel 2001 dargelegt. Eine eigens geschaffene Deputation beschäftigte sich mit der Verschönerung der Wallanlagen. Die lange Zeit etwas überschätzte Bedeutung des in beratender Funktion hinzugezogenen Oldenburger Hofgärtners Christian Ludwig Bosse (1771–1831) für die Anfangsphase der Wallpromenaden muss hingegen relativiert werden. Dennoch gab er einen entscheidenden Impuls mit seiner Empfehlung, den Wall im Sinne des Landschaftsgartens englischer Prägung zu gestalten und die beiden Ufer des Wallgrabens, Bastionen und Contrescarpe, als zwei miteinander kontrastierende, scheinbar natürliche Landschaften zu gestalten, getrennt von einem wie ein natürlicher Fluss geformten Gewässer.

Mit dem Bremer Kunst- und Handelsgärtner Isaak Hermann Albert Altmann (1777–1837) betrat im November 1803 die wohl wichtigste Gestalt in der Geschichte der Bremer Wallanlagen die Bühne. Erstmals wurde jetzt ein professioneller Gartengestalter für die Wallanlagen fest eingestellt. Altmann lieferte gleichzeitig große Mengen an Pflanzgut. Altmann, der auch die



Erwin Barth, Plan der Bremer Wallanlagen, östliche Hälfte, 1902



Junkernbastion, Blick zu Familienbank und Floß

Hamburger Wallgrünflächen anlegte und in Bremen zahlreiche Privatgärten gestaltete, wirkte bis 1837. Ihm stand bis 1810 der Gärtner Johann Eberhard Wallbaum zur Seite. Altmann scheint spätestens nach dem Ende der Franzosenzeit im Jahr 1813, also mit dem Beginn der Wiederherstellung der durch vorübergehende Neubefestigung schwer geschädigten jungen Promenadenanlagen, der dominierende Faktor gewesen zu sein. Sein Tun wurde jedoch weiterhin von der Walldeputation begleitet, mit deren Einfluss auch für die weitere Entwicklung zu rechnen ist.

Folgendes ungefähres Bild vom Zustand der Wallpromenaden im frühen neunzehnten Jahrhundert ergibt sich nach Studium der Quellen und der Literatur: Auf der Höhenlinie des Walles verläuft ein breiter Promenadenweg, getrennt durch eine Lindenreihe von einem schmalen Fahrweg. Dem geschwungenen Uferverlauf des Wallgrabens folgt je ein durchlaufender Weg auf der Wall- und nach und nach auch auf der Contrescarpeseite. Die Bastionskuppen sind durch Höhenwege erschlossen, die von der Promenade ausschwingen. Zusätzliche Wege vermitteln zwischen oberer Promenade und Uferweg. Die mit Windmühlen bestückten Bastionskuppen sind von Solitären oder Baumgruppen bestanden und bieten weite Ausblicke. Am Hang, im Uferbereich und an den Brücken über den Wallgraben stehen einzelne Laub- oder Nadelgehölze sowie Gruppen offenbar gleicher

Baumart, einheimische Arten dominieren. Sträucher sind als unregelmäßig ellipsenähnliche oder gekrümmte Inseln zwischen den Wegen und auf den Hügelkuppen angeordnet, dazwischen Rosen- und Blumenschmuck; Strauchgruppen sind gern in den Wegegabelungen und als Abschirmung verwandt. Markante Solitärs schmücken weite Rasenflächen. Dichtere Bestände und sogenannte Boskettts rahmen gezielte Sichten; zahlreiche Sichtbezüge bestehen innerhalb der Anlage, aus dieser hinaus und in sie hinein. Neben dem Angenehmen existieren auch Elemente des Nützlichen in Form von Graslandverpachtung und Mühlenbetrieb. Die Randbebauung am Wall, anfangs noch vereinzelt, schließt sich allmählich zu einer ansehnlichen Reihe zwei- bis dreigeschossiger klassizistischer Wohnhäuser. Auf der Contrescarpe sind zunächst nur einzelne Landhäuser und Wohnhäuser entstanden; der Wall bleibt noch geraume Zeit im Wesentlichen die Bebauungsgrenze.

Altmanns ehemaliger Mitarbeiter Gottlieb Hermann Hattorf wurde sein Nachfolger, ohne aber seine unangefochtene Autoritätsposition einnehmen zu können. Zu Beginn seiner Amtszeit verwandelte Hattorf die sogenannte »Blumenschule« an der Wallmühle in eine attraktive Schaupflanzung. In die Zeit seines Wirkens fällt auch die Platzierung neuer bürgerlicher Repräsentationsbauten in den Wallanlagen: 1843 wurde das neue Stadttheater auf dem ehemaligen Tempelberg bei der Bischofsnadel erbaut; 1847–49 die Kunsthalle am Ostertor. Aufwendiger bildnerischer Schmuck hielt mit der großen Schmuckvase am Herdentor (1856) und dem Denkmal des Bremer Astronomen Olbers (1850), beides Arbeiten aus Carrara-Marmor aus der Hand des Bremer Klassizisten Steinhäuser, Einzug in die Wallanlagen. Fremdländische Gehölze wurden nun vermehrt verwendet, ebenso die sogenannten »Moorbeete«.

Die unter Hattorf einsetzende Entwicklung zur dekorativen Verschönerung der Wallanlagen verstärkte sich noch unter seinem Nachfolger, dem ab 1857 tätigen, bei Amtsantritt bereits renommierten und von Beginn an mit dem vierfachen Gehalt seines Vorgängers bedachten

Obergärtner Carl Friedrich Wilhelm Nagel. Ein Kriegerdenkmal wird 1875 auf der abgeflachten Abtentors-Bastion errichtet, der sogenannte Nielsenbrunnen kommt 1860 hinzu; beides heute nicht mehr vorhanden. Im Pflanzenbestand sind unter Nagel Anreicherungen durch neue einheimische Züchtungen und fremdländische Gattungen zu verzeichnen, die Strauchpflanzungen nehmen zu. Regelmäßige Binnenstrukturen im landschaftlichen Umfeld der Gesamtanlage wie das streng gereichte rot blühende Kastanienwäldchen von 1857 entsprechen dem »gemischten Styl« der Lenné-Meyerschen Schule. Der Zustand der Anlagen um 1865 lässt sich aufgrund der Quellenlage recht genau rekonstruieren.

1876 übernimmt Obergärtner Johann Carl Wilhelm Heins, ab 1890 Gartenbauinspektor, Anlegung und Pflege der Öffentlichen Grünanlagen der Stadt. Unter seiner bis zum 1. Weltkrieg dauernden Ägide erreichen die Wallanlagen einen Höhepunkt ihrer Gestaltung. Heins schuf ein neues Rundplatz-Belvedere auf der Altmannshöhe, er legte gegen Ende seiner Amtszeit die langen Sichtbahnen zwischen den Bastionskuppen sowie auf Blickpunkte außerhalb der Anlagen wieder frei. Ein 1897 von ihm angefertigter Bestandsplan dokumentiert den Charakter der Wallanlagen zu seiner Zeit. Der damalige Baumbestand ließ sich durch die Parkpflegewerks-Recherche gut ermitteln. Die Baumgruppen bestanden überwiegend aus einheimischen Waldbäumen.

Der ab 1916 als Nachfolger von Heins tätige Paul Freye pflegte und wahrte den Bestand der Wallanlagen und suchte ihn gegen drohende Verluste zu verteidigen. Nach dem aus politischen Gründen erzwungenen Ende seiner Amtszeit (1934) ergaben sich tief greifende Veränderungen: Der Fahrweg auf dem Wall wurde zu Lasten der Promenade drastisch verbreitert, und auf der Altmannshöhe entstand das monumentale ringförmige Ehrenmal für die Gefallenen des I. Weltkriegs nach Entwürfen von Heinrich Wiepking-Jürgensmann und Ernst Gorsemann.

Der Zweite Weltkrieg fügte den Wallanlagen schweren Schaden zu. Gartendirektor Erich Ah-

lers, seit 1947 Leiter des Gartenbauamtes, bewältigte die Aufgabe der Wiederherstellung mit viel Energie. Der in den Anlagen durch Verlust von einstmalig prägenden Gebäuden entstandenen neuen Situation trug er Rechnung durch die Anlage von zwei qualitativ vollen modernen Sondergärten an deren Stelle. Der Museumsgarten (1949–51) integrierte die Grundmauern des zerstörten Focke-Museums in seine Gestaltung und stellte als deutlich markierter End- und Aussichtspunkt im Nordwesten des Altstadtswalles den Bezug zu den rudimentären Neustadtswallanlagen auf der linken Weserseite wieder her. Der terrassierte Theatergarten (1967) erinnerte durch Benennung und Nutzbarkeit als Freilichtbühne an das ehemalige Theater.



Theatergarten

Was macht heute die Substanz des Denkmals »Altstadtswallanlagen« aus, was blieb von den einzelnen prägenden Phasen erhalten, aber auch: welche Verluste und Störungen waren zu verzeichnen?

Generell ist im östlichen und mittleren Parkteil die historische Substanz noch vergleichsweise dicht. Hier zeigen sich auch heute noch Parkbilder, deren Gesamtwirkung sich nicht wesentlich von denen historischer Fotografien vom Ende des 19. Jahrhunderts unterscheidet. Die Geländemodellierung durch Altmann mit sanft ansteigenden Hügeln anstelle der Bastionen und tieferen Toreinschnitten ist abgesehen von der unter Nagel neu modellierten Altmanns-



Herdentorsbastion, Alte Baumhasel und Prunkvase

höhe und einigen weiteren, aber nur Details betreffenden Änderungen im östlichen und mittleren Bereich noch im Wesentlichen intakt. Das Prinzip der Wegeanordnung entspricht im Bereich zwischen Junkernbastion und Sanddünenbastion noch weitgehend dem ursprünglichen System der Zeit vor 1811. Ebenso stimmt die Raumaufteilung zwischen Osterdeich und Doventor mit Ausnahme der Sanddünenbastion noch im Großen und Ganzen mit dem ursprünglichen Zustand überein.

Die erhebliche Verbreiterung der Straße Am Wall führte aber zu beträchtlichen Terrainverlusten und zu einem in einigen Bereichen sehr steilen neuen Böschungsverlauf. Die ursprüngliche Randbebauung am Wall mit reinen Wohnhäusern wich im 20. Jahrhundert nach und nach einer großvolumigeren Geschäftshausbebauung, die aber immerhin die alte Baufluchtlinie weitgehend respektierte. Eines der letzten erhaltenen Wohnhäuser der ersten Phase der

Wallbebauung (Am Wall 198) musste einem 2008 fertiggestellten neuen Justizzentrum Platz machen. Aufgrund bürgerlicher Proteste wurde jedoch seine Fassade nachempfunden und seine beiden Nachbarbauten als Fassaden erhalten. Das Justizzentrum versteckt sich also hinter einer historischen Kulisse dreier scheinbar selbstständiger Bauten anstatt sich als maßstabsloser moderner Fremdkörper den Wallanlagen entgegenzustellen. Diverse überdimensionierte Neubauten wirkten an anderer Stelle aber nach und nach maßstabsverzerrend und ausblickzerstörend in die Gartenanlagen hinein. Heute mögen einem in diesem Zusammenhang Bauten wie das Swissôtel (vormals Plaza, später Marriott-Hotel, Entwurf: von Gerkan, Marg & Partner, 1985), das Contrescarpe-Center (Entwurf: O.M. Ungers, 2005) oder das Siemenshochhaus (Entwurf: Säume & Hafemann, 1965) zuerst zu diesem Thema einfallen. Aber auch das monumentale denkmalgeschützte Polizei-

haus von 1906–08 oder die ebenfalls denkmalgeschützte Nordwolleverwaltung (1928–30) sprengten zu ihrer Zeit den Maßstab der Wallanlagen, wie eigentlich auch schon das Theater von 1843 vor ihnen. Stark verbreiterte Zufahrtsstraßen an einigen der alten Torsituationen bewirkten eine Verinselung der einzelnen Wallabschnitte. Von den klassizistischen Torhäusern gingen alle bis auf die zwei sehr schönen Exemplare am Ostertor und das kleine Wachhäuschen am Bischofstor verloren, von den ursprünglich bis zu sieben Mühlen überlebte nur – oder immerhin? – eine, heute um eine denkmalverträglich konzipierte Gastronomie erweitert. Im äußersten Westen der Anlage, hinter dem Doventor, verdünnt sich die historische Substanz zunehmend. Hier überschneiden und zerschneiden zahlreiche Verkehrswege im Bereich der Stephanibastion das Wallterritorium, zusätzlich wirken Großbauten in Hafennähe wie das ehemalige EDUSCHO-Hochregallager und der 2010 bezogene neue Weser-Tower (Entwurf: Helmut Jahn) massiv in die Anlage hinein. Dieser schwer gestörte Bereich wird seit Kurzem von einer weiteren durchlaufenden breiten Verkehrsstraße für Auto- und Straßenbahnverkehr zerschnitten, die das Stephaniquartier und die Innenstadt an die neu auf der Hafenbrache entstehende Überseestadt anschließt. Stadtentwicklungspolitisch zwar nachvollziehbar und auch auf einer vor dem Krieg hier bestehenden Verbindung basierend, ist sie dennoch für das Raumgebilde Wall als eine zusätzliche, wenn auch aufgrund der bereits vorhandenen Störungen nicht mehr wirklich gravierende Schwächung anzusehen.

1995 wurde ein noch vom Bremer Gartenbauamt in Auftrag gegebenes Parkpflegewerk für die Wallanlagen fertiggestellt. Das Landesamt für Denkmalpflege hat das Vorhaben von Anfang an ideell und materiell unterstützt. Das von dem Bremer Büro Müller-Glaßl & Partner erarbeitete umfangreiche Werk beeindruckt durch seine Gründlichkeit. Erstmals für die Bremer Wallanlagen wurde sämtliches erreichbare Archivmaterial gesichtet und in die Darstellung der historischen Anlagezustände ein-

gearbeitet. Der vorliegende Aufsatz konnte sich in seinem historischen Teil die Ergebnisse dieser verdienstvollen Recherche zunutze machen. Ziel des Parkpflegewerkes ist, vereinfacht gesagt, die Rückführung der Anlagen so weit möglich auf den Zustand ihrer Vollendung unter Heins im frühen 20. Jahrhundert unter Beibehaltung der beiden Sondergärten von Erich Ahlers, den Museums- und den Theatergarten. Die Denkmalpflege trägt dieses Konzept mit. Nur die fast systemimmanente Gefahr von Parkpflegewerken allgemein, nämlich die aus der Festlegung eines »historischen Leitzustandes« sich ergebende rekonstruktive Tendenz, sorgt immer wieder einmal für abweichende Auffassung des Denkmalpflegers im Detail. Natürlich kann und soll das



Blick von der Herdentorsbrücke zur Mühle

Ideal eines »historischen Leitzustandes« nicht lupenrein verwirklicht werden. Andererseits muss ihm teilweise der – auch im Negativen und Zufälligen – immerhin authentische Status quo weichen. Durch die steuernden Eingriffe entsteht also, genau betrachtet, auf jeden Fall unvermeidlich eine neue Zeitschicht.

Das Parkpflegewerk hat viele grundlegend positive Weichenstellungen für die Wallanlagen bewirkt, von denen gleich noch die Rede sein wird. Dennoch soll nicht verschwiegen werden, dass sich manche Erwartungen und Hoffnungen der Denkmalpflege, die anfangs an seine Umsetzung geknüpft waren, nicht erfüllt ha-



Doventorsbastion, Blick nach Nordosten zur Contrescarpe

ben. So entwickelte der aus dem Gartenbauamt hervorgegangene städtische Eigenbetrieb »Stadtgrün Bremen« (mittlerweile mit dem Bremer Entsorgungsbetrieb zum »Umweltbetrieb Bremen« fusioniert) kein generelles Konzept zur Realisierung der zahlreichen Empfehlungen des Parkpflegewerkes für den Gesamtwall. Daraus ergab sich die Gefahr eines nicht kohärenten Handelns. Der Genehmigungsvorbehalt der Denkmalpflege wurde nicht immer im nötigen Ausmaß respektiert; auch stellte es sich wiederholt als schwierig heraus, eine hinreichende Detailsteuerung zu erzielen. Ein Beispiel für auf diese Weise entstandene unbefriedigende Situationen ist die nach unserer Auffassung erheblich störende Schwimmbühne im Wallgraben. An der Schwimmbühne lässt sich auch der Dissens zwischen Grünbehörde und Denkmalpflege über die Bewertung von Event-Maßnahmen in den historischen Wallanlagen verdeutlichen.

Nach Auffassung der Denkmalpflege droht bei einem zu großen Event-Aktionismus die Gefahr, dass der Alltagswert der Anlagen sowie der Respekt und die Wertschätzung ihnen gegenüber schleichend vermindert werden, indem sie leicht zu sehr als nachgeordnete Kulisse für implantierte besondere Erlebnisse wahrgenommen werden.

Solchen kritischen Einwänden steht allerdings auch auf der Habenseite eine ganze Menge gegenüber: Ein großer Gewinn ist ohne Zweifel die abschnittsweise Wiedergewinnung der oberen, straßenbegleitenden Promenade durch Anpflanzung einer zweiten Baumreihe, Anlegen eines wassergebundenen Fußweges und Öffnung des Blickfeldes in die Wallanlagen durch Beseitigung der wandartigen Lärmschutzpflanzungen. Sehr positiv macht sich auch die Wiederherstellung der ursprünglichen langen Ausichten von den Bastionskuppen aus bemerkbar.

Langfristigen Nutzen stifteten die sehr aufwendige, gründliche Entschlammung des Wallgrabens und die Neubefestigung seiner Ufer. Diejenigen Wegeabschnitte, die neu mit wassergebundenen Decken anstelle gepflasterter oder asphaltierter Oberflächen hergestellt wurden, sind ebenfalls als Gewinn zu verbuchen. Nicht ideal unter rein gartendenkmalpflegerischem Aspekt sind die zahlreichen pflegeleichteren und belastbareren neuen »Kompromisswege«, die auf Basis eines Asphaltweges eine wassergebundene Wegedecke mit einer hellen Splitauflage lediglich imitieren. Die teilweise Wiedergewinnung historischer Wegeverläufe und die Beseitigung überzähliger Wege aus jüngerer Zeit gehören hingegen ebenfalls zu den Aktiva. Gut gelungen ist auch die in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege von Stadtgrün mit viel Liebe zum Detail vorgenommene Wiederherstellung und Revitalisierung des unter Erich Ahlers geschaffenen Theatergartens. Er gewann seinen Charakter als qualitativvoller Sondergarten der Spätsechzigerjahre und auch seine ursprüngliche Nutzbarkeit für Aufführungen zurück. Der zweite Ahlers'sche Sondergarten, der Museumsgarten aus den frühen 50er Jahren, auf dem Areal und unter Integration der Kriegsruine des ehemaligen Focke-Museums und früheren Armenhauses gestaltet, wurde einer ähnlichen Kur unterzogen. Sehr zu begrüßen ist die im Sinne des Parkpflegewerkes durchgesetzte Entfernung des Regenwald-Denkmal von Anatol Buchholz aus dem Jahre 1987. Dieses Gebilde hatte eine der letzten schönen historischen Blickachsen auf die Reste der alten Villenbebauung an der Contrescarpe massiv gestört. Das Objekt war zwar lediglich als befristete Aktion geplant, hatte sich aber längst unliebsam verfestigt.

Dieses Beispiel erhellt, dass manchmal die Dinge, die man nicht mehr oder gar nicht erst sieht, fast wichtiger sind als die Dinge, die man sieht. In diesem Sinne können der Umweltbetrieb Bremen und die Denkmalpflege froh darüber sein, dass es ihnen gelungen ist, die in der ersten Hälfte der 1990er Jahre virulenten Pläne aus dem Wirtschaftsressort für bis zu sieben neue Brückenschläge über den Wallgraben zu



Museumsgarten

verhindern. Auch die letztlich übrig gebliebene, sehr konkrete Brückenplanung an der zum Café umgebauten Wallmühle konnte gestoppt werden, wenn auch das Projekt als Wiedergänger in der lokalen Tagespolitik des Jahres 2010 noch einmal vernehmlich, aber bis auf Weiteres erfolglos, rumorte.

Literaturauswahl

- Gustav Brandes, *Aus den Gärten einer alten Hansestadt*, Bremen 1939
- Hugo Koch, *Gartenkunst im Städtebau*, 1. Aufl. Berlin 1914
- Uta Müller-Glaßl und Klaus Rautmann, *Die Bremer Wallanlagen. Von der Dauerhaftigkeit eines Konzeptes*, in: *Klassizismus in Bremen*, Bremen 1994 (= *Jahrbuch der Witttheit zu Bremen 1993/94*), S. 73–83
- L.W. Rose, *Der Bremer Wall*, 2. Auflage Bremen 1865
- Michael Rüppel, *Die Umgestaltung der Stadtwälle in englische Anlagen. Anmerkungen zur Gartenrevolution in Bremen*, in: *Bremisches Jahrbuch 80* (2001), S. 74–122
- Stadtgrün Bremen (Hg.), *Wallanlagen Bremen*, bearb. v. Uta Müller-Glaßl, Bremen 2002
- Stadtgrün Bremen (Hg.), *Zwischen Lust und Wandeln. 200 Jahre Bremer Wallanlagen*, Bremen 2002

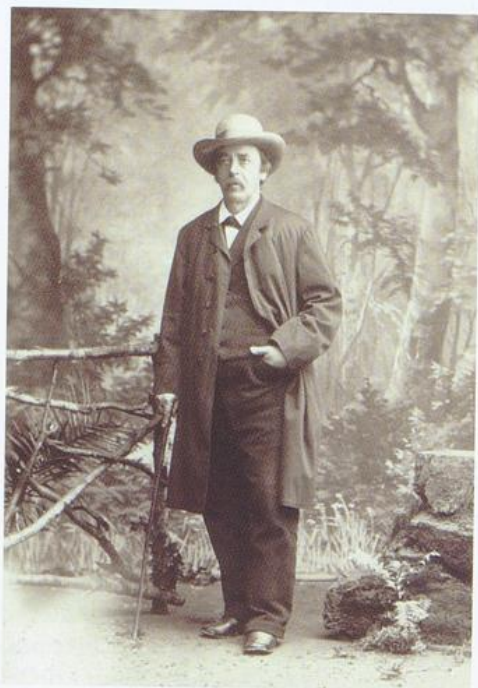
Werner Damke

Große Gartenkunst und Zeugnis bürgerschaftlichen Engagements: der Bremer Bürgerpark

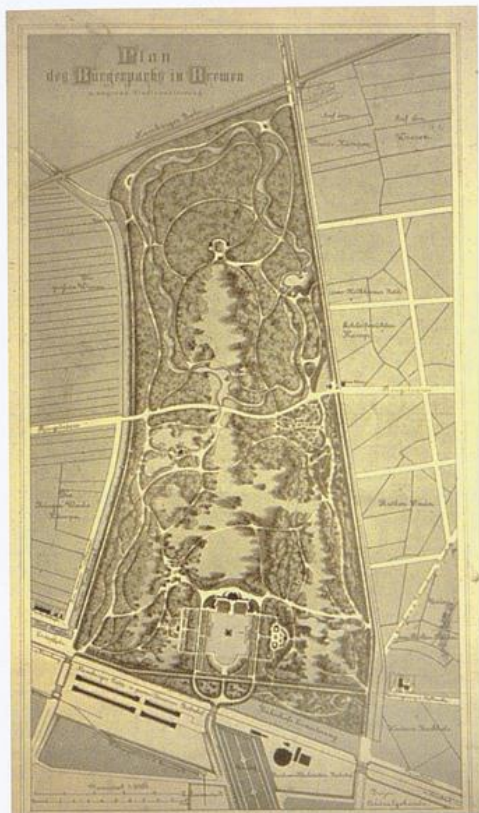
Als sich im Jahre 1865 im Bremer Ratskeller erstmalig gezielt ein Kreis Bremer Bürger zusammenfand, um die Entwicklung einer »öffentlichen Gehölzanlage« auf der baumfreien Bürgerweide zu besprechen, konnte niemand ahnen, dass diese Absicht bereits ein Jahr später konkret begonnen und bis in das übernächste Jahrhundert hinein erhalten werden konnte. Dies geschah seinerzeit und geschieht auch heute noch ohne staatliche Unterstützung und Einflussnahme und hat einen national bedeutenden Landschaftspark entstehen lassen, der zu Recht seit fast drei Jahrzehnten unter Denkmal-

schutz steht. Die verantwortlichen Repräsentanten des Bürgerparkvereins haben sich von Anbeginn einer Strategie der unmittelbaren bürgerlichen Eigenverantwortung verschrieben. Bereits 1866 erschien der erste Aufruf unter dem Titel »Ein Bürgerpark auf unserer Bürgerweide – Ein Wort an die Freunde der Stadt Bremen«, um die notwendigen finanziellen Mittel einzuwerben. Dies war sicherlich noch keine Marketingstrategie im heutigen Sinne, die Aktivitäten erwiesen sich aber gleichwohl aus dem Stand heraus als außerordentlich erfolgreich. Die selbstbestimmte Vorbereitung zu diesem Gartenkunstwerk ist in dieser Form als Besonderheit in Deutschland anzusehen. Sie erscheint auf den ersten Blick fast unglaublich und wird einzig und allein geprägt von einem beispielhaften bürgerlichen Engagement, welches bis heute ungemindert über inzwischen 146 Jahre anhält. Der Bremer Bürgerparkverein praktiziert seitdem eine aktive, vielleicht auch beispielgebende Parkpflege und Parkunterhaltung, unterstützt von seinen fast 3.000 Mitgliedern und einem etwa ebenso großen Freundeskreis. Diese Arbeiten erfordern jährlich über zwei Millionen Euro und werden von gegenwärtig 30 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Vollzeit und sechs bis acht Teilzeitkräften geleistet.

Einigkeit bestand von Anfang an darin, dass das Ziel der Gründung und Unterhaltung eines großen Volksparks »nur durch einen Verein von Privaten« zu erreichen sei. Vom Staat könne man Entgegenkommen erwarten, jedoch keine Opfer verlangen, auch müsse man wegen der fehlenden öffentlichen Mittel damit rechnen, »...dass auch noch für längere Zeit die Durchführung des Unternehmens in privaten Händen bleiben wird...«. Man war überzeugt, dass »Bremens Bürger, arm und reich, für eine gemein-



Friedrich Wilhelm Alexander Benque
(1814–1895)



Benque's Generalplan von 1878

same Sache gerne bereit sind, nach Kräften beizusteuern...«. Die zuversichtliche Einschätzung des Gemeinsinns der Mitbürger erwies sich in der Folge als überaus zutreffend. Vorauszusehen jedoch war damals nicht, dass diese Bereitschaft bis zum heutigen Tage würde wach gehalten werden können.

Der von dem einflussreichen Kieler Gartentheoretiker Christian Cay Laurenz Hirschfeld bereits 1785 erstmals publizierte Volksgartengedanke wurde in Bremen, so lässt sich resümieren, sehr konsequent aufgegriffen und von einem liberalen, sich dem Gemeinwohl verpflichtet fühlenden Bürgertum in sehr ausgereifter, vollendeter Form ab 1866 in die Tat umgesetzt.

Die Befürworter eines künstlerisch gestalteten Parks für alle Bremer hatten sich durchgesetzt. Auch die Öffentlichkeit unterstützte

ihre Absicht, was sich in mehreren Artikeln in der Tagespresse widerspiegelte. Besondere Beachtung verdiene, so ein Autor, »... der Münchener Stadtpark wegen des großartigen landschaftlichen Stiles. Bremen muss in republikanischer Weise an der Vollendung eines ähnlichen Werkes arbeiten, für das hoffentlich ein zweiter Skell (sic! – gemeint ist Friedrich Ludwig von Sckell, der Schöpfer des Englischen Gartens in München, d. Verf.) gefunden wird.« Dieser »Skell« wurde in der Person von Wilhelm Benque gefunden, eines Landschaftsgärtners und Gartenkünstlers aus Ludwigslust bei Schwerin. Er stand zunächst in Konkurrenz zu dem Oberhofgärtner Effner aus München und dem Garteninspektor Schaumburg aus Hannover, gegen die er sich mit seinem Wettbewerbsentwurf durchsetzen konnte.

Der Entwurf Benques, dem man besondere ästhetische Qualität zusprach, besteht in seiner großzügig angelegten zukunftsbezogenen Gestaltung. Zu Benque ist anzumerken, dass er



Bremer Bürgerpark aus der Vogelperspektive, Blick nach Norden



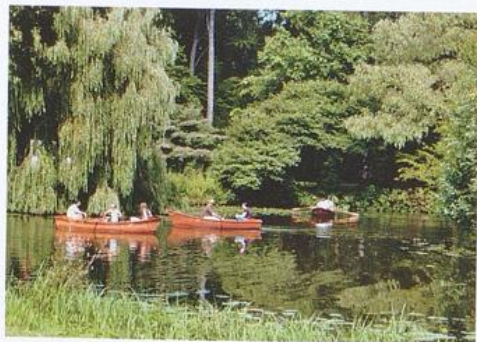
Parkrestaurant »Meierei« in zentraler Lage

1857 während seines langjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten am Wettbewerb zum New Yorker Central Park teilgenommen hat und sich dadurch mit den dortigen Stadtparkbestrebungen und der Ausführung des Olmstedt-Vaux-Entwurfes aus erster Hand vertraut machen konnte. Am 28. Juni 1866 begannen 170 Arbeiter mit der Anlage des Bremer Bürgerparks. Angesichts großer Arbeitslosigkeit sah man den raschen Beginn der Arbeiten »als Segen für viele Mitbürger« an. Das Ergebnis konnte, obwohl zeitweise unterbrochen und auch von Rückschlägen wie der Überflutung von 1880/81 heimgesucht, als großartig bezeichnet werden. Nicht nur die mit besonderen »Glücksgütern gesegneten« Bürger, auch ein breiter Mittelstand war zur finanziellen Mithilfe bereit. So war es möglich, in weniger als zwei Jahrzehnten (1866 - 1884) mit einem Kostenaufwand von 1.480.000 Mark das Werk zu vollenden und darüber hinaus, im Bewusstsein der Unterstützung eines großen Bürgerkreises, auch die Unterhaltung und Pflege auf unbestimmte Zeit zu übernehmen.

Die Ausstattung des Parks zeigte für die damalige Epoche bereits ein beachtliches Spektrum, das mit Einschränkungen sogar heute noch den Erwartungen einer modernen Freizeitgesellschaft entspricht. Der Erholungsraum des Bürgerparks wurde 1906 durch die Anlage des unmittelbar angrenzenden Stadtwaldes auf 202 ha erweitert. Damit zählt die Anlage zu den größten innerstädtischen Parks in Deutschland.

Der Wert des Bürgerparks für die bremische Bevölkerung ist zweifelsfrei außerordentlich groß, und er ist sicherlich vom Besucheraufkommen und von der Nutzungsvielfalt die »Nummer eins« der öffentlichen Parks in Bremen. Wie ein »grüner Finger« reicht er vom Stadttinneren in die freie Landschaft. Er ist nicht nur eine wichtige städtebauliche Zäsur, er ist zugleich auch eine Frischluftschneise für den Stadtkern und die benachbarten Stadtteile.

Der Park ist rund um die Uhr für jeden frei zugänglich. Da bisher keine gezielten Besucherzählungen durchgeführt worden sind, fehlen über seine Auslastung zwar genaue Angaben. Auf Erfahrungswerten basierende Schätzungen lassen jedoch den Schluss zu, dass die Besucherzahl deutlich über einer Million pro Jahr liegen dürfte. Besonders trägt zur Beliebtheit des Bürgerparks seine sehr gute Erreichbarkeit für die Bewohner der innerstädtischen Stadtteile bei: Der südliche Bereich des Bürgerparks liegt nur



Wasserzug mit Ruderbooten

etwa 15 bis 20 Gehminuten vom Stadtkern entfernt, der nördliche Bürgerpark und der Stadtwald sind mit öffentlichen Verkehrsmitteln in wenigen Minuten von der Bremer City aus zu erreichen. Hierin spiegelt sich in besonderer Weise die günstige Zuordnung dieser Grünfläche innerhalb der Stadt wider, die einzig und allein auf das frühzeitige Engagement weitsichtiger Bürger zurückzuführen ist.

Bürgerpark und Stadtwald bieten, ausgehend von ihrer imposanten Flächengröße, mit ihrem



Wiegand-Brücke, 1905 errichtet

Fußwegenetz (31,5 km), ihren Radwegen (14 km), ihren Reit- (8 km) und Fahrwegen (7,3 km) und einer 1,7 km langen Crosslauftraining- und Joggingstrecke, einer sogenannten »Finnbahn«, ideale Voraussetzungen, um die Bedürfnisse der Stadtbewohner erfüllen zu können. Hinzu kommen die Möglichkeiten, sich beim Rudern, Reiten, Kleingolf, Radfahren und Waldlauf aktiv zu betätigen. Aber auch eine besinnliche Rast auf einer der vielen Bänke, ein Gaststättenaufenthalt oder ein Besuch eines der vielseitig angelegten Kinderspielplätze, des Tiergeheges und eines sonntäglichen Konzertes gehören zum Besucherprogramm.

Die Pflege und Unterhaltung von Bürgerpark und Stadtwald haben den Bürgerparkverein immer wieder vor große Herausforderungen gestellt. Besonders kritische Zeiten erlebte der Park während der Weltkriege und in den Jahren danach sowie durch das Hochwasser im Winter 1880/81. In diesen Zeiten galt es, umfassende Schäden an den Gebäuden, Brücken und Wegen mit größtenteils bescheidenen Mitteln und unzulänglichen Materialien wieder zu beheben.

In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten konnte die Instandsetzung aller Bauten systematisch vorangetrieben werden. Dabei wurde Wert auf eine hochwertige, den originalen Materialien verpflichtete Ausführung gelegt, aber auch im nicht sichtbaren Bereich, etwa bei der konstruktiven Ertüchtigung von Brücken, auf moderne Methoden zurückgegriffen. Notwendige ergänzende Neubauten, z. B. im Umfeld der Tiergehege, wurden behutsam und in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege vorgenommen.



Grabenreinigung im Stadtwald



Jährliche Pflanzung von Großbäumen

Bei Bauarbeiten im Bürgerpark erweist sich der schwierige Baugrund häufig als ein kostentreibender Faktor. Diese Gegebenheiten machen seit Jahren auch den meisten Brücken zu schaffen. Setzungserscheinungen an den Brückenfundamenten erfordern erhebliche Instandsetzungsmaßnahmen, die so kostspielig sind, dass nur schrittweise und in größeren Abständen die insgesamt elf Brücken in ihrer Substanz gerettet werden können.

Bei der Sanierung der Parkwege ist ebenfalls durch den Einsatz moderner Baumaschinen und die Verwendung natürlicher Materialien ein über viele Jahre laufendes Programm erforderlich, das noch nicht zum Abschluss gebracht werden konnte. Uferbaumaßnahmen in einer Länge von rund fünf Kilometern, Aktivierung und regelmäßige Unterhaltung der ausgedehnten Grabensysteme sowie Entschlammung der Wasserzüge und Seen ergänzen die umfangreichen Parkpflegearbeiten. Eine ganz besondere Aufgabe stellt sich der Parkverwaltung aber in der zielgerichteten, nachhaltigen Erneuerung und Pflege des maximal 150 Jahre alten Baumbestandes, der durch den hohen Grundwasserstand eine deutlich eingeschränkte Lebensdauer hat. Hierbei geht es nicht nur um die Umsetzung der fachlich notwendigen Maßnahmen, sondern auch darum, die Akzeptanz der notwendigen Eingriffe in den schadhafte Altbaumbestand durch Öffentlichkeitsarbeit zu erreichen. Die jährlich im Winterhalbjahr wiederkehrenden Waldarbeiten erfordern darüber

hinaus auch einen äußerst schonenden Umgang mit der Parkästhetik und dem Erlebniswert des Parks.

Parkpflege bedeutet also nicht nur das Mähen von Parkwiesen und Rasenflächen, das Laubharken und Freischneiden der Wege. Die Pflege eines Landschaftsparks ist ein umfassender, nie endender, ausgewogener und mit möglichst gleichbleibender Intention ablaufender Prozess, dessen Routine aber auch regelmäßig durch neue, unvorhergesehene Herausforderungen unterbrochen wird.

Wenn Besucher des Bürgerparks zum ersten Mal von der privaten Finanzierung dieser Erholungsanlage erfahren, zeigen sie sich verständlicherweise verwundert und überrascht. Aber es stimmt tatsächlich: Ein ausgeprägter Bürgersinn, der glücklicherweise zu den besonderen Tugenden dieser Stadt zählt, war immer wieder Garant für mittlerweile unzählige kleine und große



Vorbereitung der Heuernte, Park-Hotel-Wiese

Spenden an den Bremer Bürgerparkverein. Die Quellen des vom Bürgerparkverein benötigten Mittelzuflusses von über zwei Millionen jährlich sollen in ihrer Vielfalt nachfolgend nur stichwortartig aufgeführt werden:

Mitgliedsbeiträge, Einzelspenden aufgrund unterschiedlicher Anlässe und für bestimmte Maßnahmen (z. B. Baumspenden), Spendenaktionen (z. B. Neujahrsspende), Miet- und Pachteinnahmen, Bürgerpark-Tombola, Benefizveranstaltungen, Zuwendungen aus der eigenen Gräfin-Emma-Stiftung und von anderen Stiftungen, Vermächtnisse und Erbschaften sowie



Symbolische Pflanzung einer von vielen jährlichen Baumspenden

Toto- und Lotto-Mittel. Die stetige und nachhaltige Verfügbarkeit der Finanzmittel ist in Anbetracht einer wachsenden Zahl konkurrierender Einrichtungen und sinkender privater Budgets nicht selbstverständlich. Es sind daher immer wieder neue Wege bei der »Vermarktung« von Bremens größter Grünfläche zu gehen. Es empfiehlt sich dabei, an das Bewährte anzuknüpfen und daraus zeitgemäße, den Bürger ansprechende Aktivitäten zu entwickeln, ohne den denkmalgeschützten Park zu überfrachten. Auf vielen Wegen muss der Kontakt zu den Menschen dieser Stadt gesucht werden. Jeder muss sich ausreichend berücksichtigt fühlen und für die Bürgerparkidee begeistert werden.

Das ganze Bemühen ist aber nur dann von Erfolg gekrönt, wenn das eigentliche Objekt, nämlich der Bürgerpark, sich nach wie vor in einem möglichst optimalen Zustand zeigt. Diese Qualitätssicherung hat immer höchste Priorität. Jeder Qualitätsverlust wäre eine gefährliche Abwärtsentwicklung, die sich unmittelbar negativ auf die Spendenbereitschaft auswirken würde. Dies bedeutet, dass eine gute Parkpflege und ein erfolgreiches Marketing zur finanziellen Sicherung Hand in Hand gehen müssen.

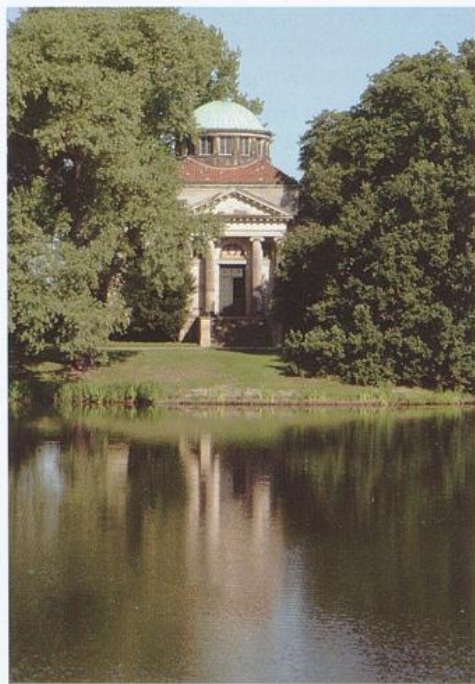
Die entscheidenden Aktivitäten, um den Kontakt zu den Vereinsmitgliedern, zu den Freunden des Parks und zur Öffentlichkeit allgemein zu suchen, werden wiederum nur stichwortartig aufgelistet: regelmäßige Pressearbeit, Herausgabe einer eigenen Publikation in Form eines Jahrbuches sowie von Parkliteratur, Veranstaltungsprogramm für das Sommerhalbjahr, Zeitungsbeilagen, kostenlose Füllanzeigen, Prospektträger im Park mit Beitrittserklärung, Einrichtung eines Informations- und Schulungszentrums mit Betreuung durch die Parkpädagogin, kulturelle, sportliche und pädagogische Veranstaltungen im Park, die meist kostenfrei sind. Die vielseitigen Informationen und die abwechslungsreichen Angebote sollen nicht nur unterhaltenden Charakter haben, sie sollen auch zu einem besseren Verständnis des denkmalgeschützten Bürgerparks mit seiner bremischen Geschichte führen.

Hoffen und wünschen wir den Verantwortlichen und Nutzern des Bremer Bürgerparks, dass es auch fortan gelingen möge, diesen Volkspark so zu erhalten, wie ihn die Gründerväter den nachfolgenden Generationen übergeben haben.

Rolf Kirsch

Die Friedhöfe Riensberg und Osterholz

Der Riensberger und der Osterholzer Friedhof sind die herausragenden Zeugnisse der Friedhofskultur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Bremen. Sie stehen dabei jeweils als Pioniere bzw. überregional bedeutsame Exponenten für neue Bestrebungen in der Friedhofsgestaltung in Deutschland: Der Riensberger Friedhof als früher Parkfriedhof, der Osterholzer Friedhof als wichtiger und in der damaligen Fachwelt stark beachteter Repräsentant neoformaler Einflüsse im Zeichen der Gartenkunstreform nach der Jahrhundertwende mit einem neuartigen, die Architekturen und die Grüngestaltung ganzheitlich umfassenden Konzept.



Riensberger Friedhof, Krematorium

Der Riensberger Friedhof bildet zusammen mit dem Waller Friedhof das 1872–1875 umgesetzte große Projekt des Bremer Senats im späten 19. Jahrhundert zur Neuordnung des bremischen Bestattungswesens auf der rechten Weserseite. Mit der Einrichtung der beiden neuen Friedhöfe wurde auch eine neue kommunale Friedhofsverwaltungsstruktur mit einer fünfköpfigen Friedhofsdeputation an der Spitze geschaffen. Gleichzeitig wurde die Schließung der auf Planungen der Franzosenzeit zurückgehenden bisherigen Friedhöfe Doventorsfriedhof und Herdentorsfriedhof beschlossen. Am 1. Mai 1875 wurden beide neuen Friedhöfe eröffnet.

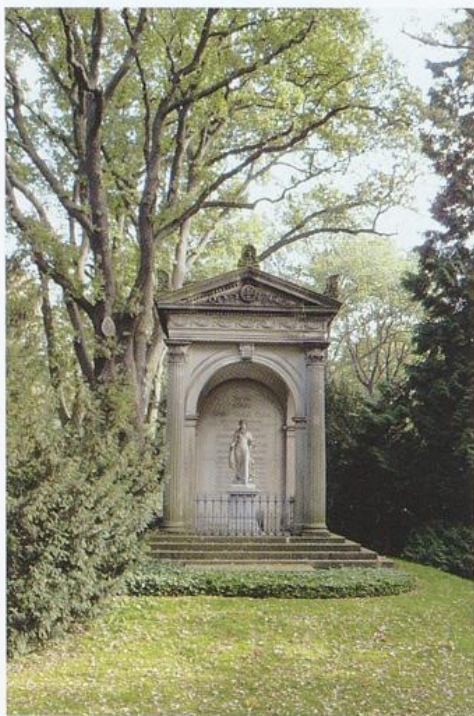
Bereits gegen Ende der 1850er Jahre hatte man sich erstmals ernsthafte Gedanken über die Zukunft des bremischen Begräbniswesens der Altstadtseite gemacht, nachdem vor allem der Doventorsfriedhof an den Rand seiner Kapazitäten gelangt war, während der Herdentorsfriedhof 1859 zwar noch einmal erweitert werden konnte, aber bereits 1872 durch den Bau der Hamburg-Venloer Eisenbahn wieder an Fläche verlor. Erste Überlegungen zu einer durchgreifenden Lösung der Altstadt-Begräbnisproblematik sahen noch einen einzigen zentralen neuen Begräbnisplatz nördlich des Bürgerparks vor. Bald konkretisierten sich die Planungen jedoch auf zwei Plätze im Osten und Westen der Stadt außerhalb der damaligen Vorstädte. Ein nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 gefasster weitsichtiger Senatsbeschluss bahnte die Schaffung der zwei neuen Friedhöfe an. Man fand geeignete Areale in der Schwachhauser Flur (Riensberger Friedhof) und in der Gröpelinger Flur (Waller Friedhof) von je etwa 50 Morgen Fläche. Zur Erlangung geeigneter Entwürfe wurde 1872 ein Wettbewerb unter den deutschen Gartenkünstlern veran-



Riensberger Friedhof, Plan von 1895

staltet, den für beide Anlagen der Landschaftsgärtner Carl Jancke aus Aachen gewann. Die Ausschreibung sah eine Gestaltung im Sinne eines Landschaftsparks vor. Die zur Entwässerung nötigen Gewässer sollten dabei ein wesentliches Gestaltungsmotiv bilden. Die Rahmenbedingungen wurden möglicherweise unter dem Eindruck des von Wilhelm Benque entworfenen Bremer Bürgerparks festgelegt.

Janckes Entwürfe trugen ein Motto, das die Konzeption der noch neuartigen Gattung »Parkfriedhof« und den Wandel in der Auffassung vom Wesen des Friedhofes auf den Punkt brachte: »Der Friedhof soll in uns kein Gefühl des Grauens vor dem Tod erzeugen, sondern in inniger Verbindung mit anmuthigen Naturgegenständen uns aussöhnen mit unserem Schicksal und neue Hoffnung in uns wecken.« Nach Janckes Plänen wurde mit der Anlage des Friedhofs begonnen. Um 1882 wurde der bekannte Bre-



Riensberger Friedhof, Grab des Kapitän Johann Höpken, Stifter des Parks Höpkensruh

mer Gartenkünstler und Schöpfer des Bürgerparks Wilhelm Benque mit Korrekturplanungen und der gartenkünstlerischen Leitung beauftragt. Es ist vermutet worden, dass Benque von seinem USA-Aufenthalt (1848–1864) Eindrücke von den damals aktuellen landschaftlich gestalteten amerikanischen Parkfriedhöfen Mount Auburn/Mass. (1831) und Greenwood/Brooklyn, N.Y. (vor 1847) mitgebracht hat, die ihn bei seiner Tätigkeit auf dem Riensberg inspiriert haben könnten.

Der Riensberger Friedhof gehört mit dem Waller Friedhof zu den frühesten Parkfriedhöfen Deutschlands und zu den ersten Beispielen eines Friedhofs im sogenannten »gemischten Stil«, einer dominanten Strömung in der deutschen Gartenkunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die reguläre Strukturen mit landschaftlicher Gestaltung verknüpfte. Er ist heute aufgrund seiner wesentlich besseren Erhaltung und der deutlich höheren Anzahl künstlerisch herausragender Grabmäler, auch aufgrund des höheren Anteils stadthistorisch bedeutender Personen unter den hier Bestatteten, die eindrucksvollere und bedeutendere Anlage von beiden.

Der Riensberger Friedhof entstand auf einem bedeutenden Teil des Gutsareals des Gutes Riensberg, das die Witwe des Isaak von Post der Stadt verkauft hatte. Er ist durch eine starke künstliche Geländemodellierung geprägt. Seine Aufhöhung erlaubte erstmals für Bremen die doppelschichtige Belegung bei Erdgräbern. Ein großer See mit sanft geschwungenen Ufern ist zentrales landschaftliches Motiv der Anlage und lieferte einen bedeutenden Teil des Aushubs für die Aufhöhung. Die vom See ausgehenden, durch unregelmäßigen Verlauf an natürliche Fließgewässer erinnernden Wasserzüge dienen zugleich als Vorfluter für die Drainage in den Grabfeldern. Sie sind heute in Teilbereichen verlandet. Im Zentrum des architektonisch gestalteten Eingangsbereichs befindet sich die neugotische Backsteinkapelle. Sie ist als kreuzförmiges zentralbauartiges Gebilde organisiert und bildet den Ausgangspunkt einer Allee, die als Hauptachse den regelmäßig gestalteten Be-



Riensberger Friedhof, der See als beherrschendes landschaftliches Motiv

reich des Friedhofs erschließt. Dieser wird von landschaftlicher Gestaltung umfassen und beinhaltet zwei große halbkreisförmige Bereiche, einen hinter der Kapelle und einen am Ende der Hauptallee, den exedraartigen Abschluss des regelmäßigen Bereichs bildend. Die Eingangsachse und mit ihr der gesamte regelmäßige Bereich wurde im Vergleich zur ersten Planung Janckes, die noch eine Erschließung des Friedhofes von der Schwachhauser Chaussee vorgesehen hatte, um mehr als 90 Grad gedreht, um ihren Ausgangspunkt fortan in der Friedhofstraße zu finden. Der formale Friedhofsteil wird durch Lindenalleen strukturiert. Beim Entwurf respektierte Jancke vorhandene altherwürdige Eichenbestände und integrierte sie in den Plan seiner Friedhofsschöpfung.

Die prägenden Hochbauten der Entstehungsphase des Friedhofes haben sich mit Ausnahme des alten Eingangstores erhalten: die Kapelle, das ehemalige Friedhofsaufseherhaus und ein Nebengebäude, errichtet ursprünglich zur

Aufnahme eines Sezierraums und einer Leichenkammer, allesamt stattliche Backsteinbauten im neugotischen Stil nach Entwurf des Bauinspektors Johannes Rippe.

Ein weiterer Bau, der heute das landschaftliche Hauptbild des Friedhofes oberhalb des Sees bekrönt, kam mit dem 1907 eingeweihten pantheonartigen Krematorium nach Entwurf des bekannten Bremer Architekten Heinrich Wilhelm Behrens BDA hinzu. Das schöne Bauwerk zählt zu den frühen Krematorien Deutschlands und ist wichtiges Dokument der in Bremen außerordentlich gut organisierten und einflussreichen Feuerbestattungsbewegung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Nach einem behutsamen Umbau des Feierraumes wird dieser seit 2002 als Kolumbarium genutzt, die Nutzung als Krematorium war aus technischen Gründen nicht mehr möglich.

Neben zahlreichen erhaltenen älteren Grabanlagen bestimmen einige aufwendige Mausoleen das Bild des Friedhofs, so das Mausoleum



Riensberger Friedhof, westlicher Linden-Viertelkreis bei der Kapelle

Rutenberg und das Mausoleum Schmiedell. Der Riensberger Friedhof ist vergleichsweise gut erhalten; das Wegenetz stimmt noch weitgehend mit der dokumentierten Situation des historischen Friedhofsplanes von 1895, herausgegeben vom Friedhofsinspektor C. C. Beyer unter Zugrundelegung des Entwurfs von C. Jancke, überein. Die Friedhofsverwaltung bemüht sich in enger Abstimmung mit der Denkmalpflege durch die Vermittlung von Patenschaften sehr engagiert und erfolgreich um die Erhaltung herausragender und prägender historischer Grabmale nach Ablauf von Belegungsfristen.

Um 1900 waren auch Riensberg und Walle ihrerseits bereits wieder an die Grenzen ihrer Kapazitäten gelangt. 1907 erwarb Bremen daher einen etwa 67 ha großen Gutshof beim Dorf Osterholz zur Anlage eines neuen Zentralfriedhofes. Das weitgehend offene Gelände wies in

einigen Partien einen alten Eichenbestand auf, der in die Friedhofsplanung integriert wurde.

1909 wurde für den neuen Friedhof ein deutschlandweiter Wettbewerb ausgeschrieben. Prominente Teilnehmer waren u. a. Friedrich Ostendorf, Max Läger und Schnackenburg & Siebold. Der Entwurf von Hermann Grage und Kurt Winkelhausen wurde 1910 zum Sieger gekürt. Verwirklicht wurde jedoch der mit dem zweiten Preis ausgezeichnete Entwurf von Paul Freye (Gartenarchitektur) und Franz Seeck aus Berlin. Wettbewerb und Realisierung fanden in den Fachjournalen viel positive Resonanz. Der Ansatz, ein ganzheitliches Werk aus Architektur und Gartenkunst zu fordern, wurde als neuartig empfunden, die städtebauliche Qualität der Ausführung gelobt. Der Osterholzer Friedhof war richtungweisend für die deutsche Friedhofsgestaltung seiner Zeit.

Freye trat zur Realisierung seines Entwurfes in bremische Dienste ein. 1921 krönte er seine Karriere mit dem Posten des Leiters des Gartenbauamtes. 1920 konnte der erste, etwa die Hälfte des Geländes umfassende Bauabschnitt in Betrieb genommen werden. Der Friedhof sollte allerdings seine ursprünglich geplante Größe erst nach dem Zweiten Weltkrieg erreichen und schließlich sogar übertreffen; heute ist er mit 79,5 ha der größte Friedhof Bremens.

Freye wählte eine streng formale Grundstruktur mit teilweise jedoch landschaftlicher Binnengestaltung. Beherrschendes Element war die 55 Meter breite, vierreihige Hauptallee aus ungarischen Silberlinden. Sie wurde einer späteren einheitlichen Wirkung zuliebe bereits im ersten Bauabschnitt in voller Länge angepflanzt. Ihren charakteristischen Knick in Friedhofsmitte verdankte sie dem Zwang des nur in der Südwestecke möglichen Anschlusses an die vorbeiführende Chaussee.

Der Knick wurde zur Inszenierung der dominanten Hauptkapelle genutzt. Sie ist ein Zentralbau mit eigenwillig parabolisch gekrümmter Kuppel und einem monumentalen Portikus. Sie erhebt sich auf einer Landzunge, die von



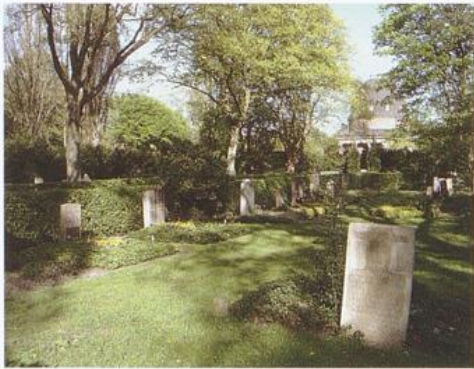
Osterholzer Friedhof, Dienstgebäude am Haupteingang

zwei großen rechteckigen Wasserbecken eingefasst wird, die von Kolumbariums-Wandelgängen gerahmt werden. Die originale Ausmalung nach Entwürfen von Max Kutschmann, Berlin, wurde 2003–2006 durch Freilegung und Ergänzung zurückgewonnen (vgl. Denkmalpflege in Bremen, Heft 4, 2007, S. 71–75).

Die Entwässerung des feuchten Terrains meisterte Freye durch zahlreiche, auch als Gestaltungsmittel genutzte Gräben. An der Haupt-



Osterholzer Friedhof, aktueller Lageplan

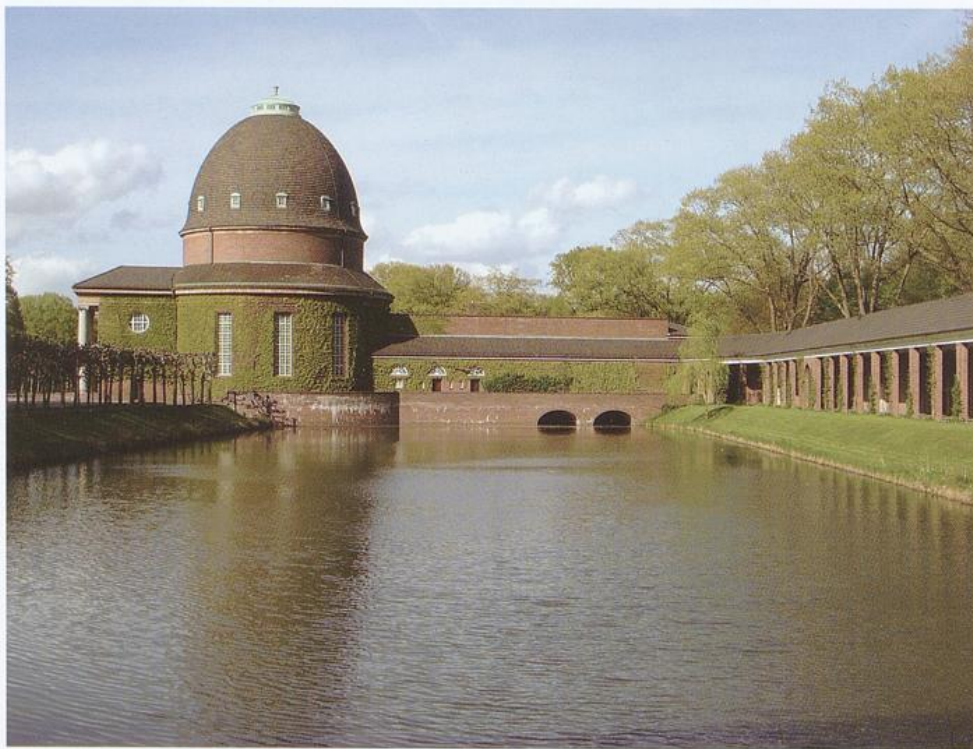


Osterholzer Friedhof, im Grabfeld H

allee reichten sich die Grabfelder mit dem höchsten Bodenniveau für die in Bremen damals vorherrschende zweischichtige Erdbestattungsbelegung, flankiert durch niedrigere Terrassenfelder für einschichtige Belegung und Ur-

nenfelder auf natürlichem Höhenniveau. Die Grabfelder waren durch ihre Höhe und Hecken-einfassung von der Hauptallee kaum einsehbar. Sie wirkten wie eigenständige kleine Friedhöfe. Die Bepflanzung setzte sich vorwiegend aus einheimischen Arten zusammen. Ein Sachverständigenausschuss überwachte die Gestaltung der Grabstellen. Die ursprüngliche Formgebung bestimmt bis heute die Südhälfte mit ihrer würdevollen Stimmung. In das Raster des alten Friedhofsteils wurden die fünf Ehrenfelder für die Toten des Zweiten Weltkriegs integriert. Der Osterholzer Friedhof nahm wertvolle Grabmale aus den nach 1945 aufgelassenen innerstädtischen Fried- und Kirchhöfen auf.

Der ältere Friedhofsteil ist insgesamt relativ gut erhalten. Die Hauptallee ist dort noch sehr vital. Einige kurzlebige Birkenalleen mussten jedoch in jüngerer Zeit komplett nachgepflanzt werden. Die ohne äußere Veränderungen reali-



Osterholzer Friedhof, Hauptkapelle



Osterholzer Friedhof, vierreihige Hauptallee und Wassergraben

sierte Umnutzung der beiden ehemaligen Warthallen als kleine Nebenkapellen trägt den veränderten Bedürfnissen im Begräbniswesen Rechnung und wird sehr gut angenommen. Schwierigkeiten bereitet der Friedhofsverwaltung hingegen bisweilen die fehlende Bereitschaft einiger Friedhofsnutzer, die gestalterischen Prinzipien Freyes zu akzeptieren und dementsprechend auf aufwendige Grabeinfassungen zu verzichten. Die geplante radikale Beschneidung des Vorfeldes beim Haupteingang durch den Ausbau der Straßenbahntrasse der Linie 2 konnte durch den Einsatz von Denkmalpflege und Friedhofsverwaltung unter partiellem Verzicht auf eine zweigleisige Streckenführung deutlich abgemildert werden.

Im Nordbereich wurde die Hauptallee nach Kriegszerstörungen verkürzt. Die qualitätvolle Norderweiterung ab 1948 unter Gartendirektor Erich Ahlers, beraten von Freye, verabschiedete sich von der formalen Stringenz der alten Gestaltung.

Literatur

- Bremen und seine Bauten 1900, Bremen 1900
 Bremen und seine Bauten 1900–1951, Bremen o.J. (1952)
 Rolf Kirsch, Die Restaurierung der Osterholzer Friedhofskapelle, in: Denkmalpflege in Bremen, H. 4 (2007), S. 71–75
 Osterholz (in der Reihe: Friedhöfe in Bremen), hg. von Stadtgrün Bremen, Bremen 1995
 Riensberg (in der Reihe: Friedhöfe in Bremen), hg. von Stadtgrün Bremen, 2. Aufl. Bremen 2005
 Hermann Schmitz, Der neue Bremer Zentral-Friedhof in Osterholz, in: Deutsche Kunst und Dekoration 47 (1920/21), S. 261–278
 Harry Schwarzwälder, Das Begräbniswesen in Bremen im 19. Jahrhundert, handschriftliches Manuskript, Bremen 2002
 Der neue städtische Friedhof Bremen-Osterholz, in: Zentralblatt der Bauverwaltung, 41 (1921), S. 365 ff. u. S. 377–380

Rainer Frankenberg

Wätjens Park – ein Wunder an der Weser

Es ist schon ein kleines Wunder, dass es gelingen konnte, bei vorherrschender Haushaltsnot und fortlaufender Finanzkrise diesen alten Landschaftspark aus der Konkursmasse des Bremer Vulkan nicht nur zu retten, sondern ihm auch neues Leben einzuhauchen. Es gehörte wohl etwas Mut und vielleicht auch eine gewisse Verücktheit dazu, in einer Zeit, in der vielen Vereinen die Mitglieder verloren gehen, zu diesem Zweck noch einen neuen Verein zu gründen. Im August 2005 hatten neun engagierte Bürger den Förderverein Wätjens Park ins Leben gerufen, um im Zusammenwirken mit den zuständigen Behörden der Stadt Bremen aus einer vernachlässigten Wildnis wieder einen Park zu machen. Dazu bedurfte es der Unterstützung vieler interessierter Menschen und Institutionen, vorweg der Stiftung Wohnliche Stadt, eini-

ger Spender und vor allem unserer Mitglieder, deren Zahl inzwischen auf über 200 gestiegen ist.

Seit dem Jahre 2007 steht der Park, der auf die Bremer Reeder- und Kaufmannsfamilie Wätjen zurückgeht, unter Denkmalschutz. Er umfasst den größten Teil des auch heute noch weitgehend erhaltenen Landschaftsparks mit dem großzügigen Landhaus Wätjen. Der Park hatte einmal mit ca. 50 ha seine größte Ausdehnung, wovon heute immerhin noch über 35 ha erhalten sind.

Das erste Grundstück in Blumenthal hatte der vermögende Bremer Kaufmann und Reeder Diedrich Heinrich Wätjen 1830 zwischen der heutigen Landrat-Christians-Straße und der Weser erworben. Der Entwurf für den Park stammte von Isaak Hermann Albert Altmann, dem



Wätjens Schloss als romantische Parkkulisse

Schöpfer der Bremer Wallanlagen, der mit diesem Park dem Idealbild des damals so beliebten englischen Landschaftsparks folgte. 1858 begann dann der Sohn des Unternehmensgründers, Christian Heinrich Wätjen, mit dem Bau seines Sommersitzes im neugotischen Tudorstil.

Beim Bau seines Landhauses orientierte er sich unmittelbar an englischen Vorbildern, die er in England gemeinsam mit seinem Architekten Heinrich Müller ausgiebig studiert hatte. Zuvor wurden für die Anlage des nun großzügig erweiterten Parks genau festgelegte Durchblicke zur Weser und zum Turm der Blumenthaler Kirche bestimmt. Für die Gestaltung verwendete Christian Heinrich Wätjen auch ausländische Gehölze, die er sich bei dem in Amerika tätigen Sohn Diedrich bestellte. Der Park enthielt neben dem Schloss und den heute nicht mehr existierenden Parkvillen jeweils für einen Sohn und eine Tochter (»Schweizerhaus«, »Villa Magdalena«) noch etliche schmückende Elemente, die untereinander durch ein vielfältig verschlungenes Wegenetz verbunden waren. Dazu gehörten üppige Blumenrabatten, harmonisch geschwungene Wege mit überraschenden Durchblicken sowie verschiedene steinerne Sitzgrotten. Eine Borkenhütte, ein malerischer Teich und eine künstliche Ruine sind nicht mehr vorhanden. Bis heute erhalten ist jedoch der Gedächtnistempel aus dem Jahre 1888 für die Schöpfer des Parks.

Der Gartenhistoriker Gustav Brandes betrachtete die Landsitze Wätjen in Blumenthal und Knoop in St. Magnus als »Spiegelbild der großartigen Wirksamkeit einzelner erfolgreicher Männer der bremischen Wirtschaft im 19. Jahrhundert und zugleich bezeichnend für das baukünstlerische Wollen der Zeit«. Und weiter heißt es: »Unter den in jener Zeit in verwandtem Geist entstandenen Landhäusern steht das Wätjen'sche, das nach langer Bauzeit 1864 vollendet wurde, zweifellos an erster Stelle.«

Mit Beginn des ersten Weltkrieges hatte das Familienunternehmen D. H. Wätjen erhebliche Teile des Vermögens eingebüßt, sodass man sich gezwungen sah, die Besitzung in Blumenthal aufzugeben. 1916 wurde die Parkanlage zwischen



Wätjen-Gedächtnistempel mit Kopie der Büste von Christian Heinrich Wätjen

dem Bremer Vulkan und der Bremer Wollkammerie als mögliche künftige Baufläche aufgeteilt. Um 1970 gab es dann sogar konkrete Pläne, die Parkflächen für eine Wohnbebauung mit Hochhäusern zu nutzen, die aber an den damals neu erlassenen Immissionsbestimmungen scheiterten.

Die Parkanlagen sind nach dem Weggang der Familie Wätjen kaum noch gepflegt und durchforstet worden. Dadurch waren manche Altbäume in schlechtem Zustand und etliche Wege so überwachsen, dass sie kaum noch wahrgenommen werden konnten. Das Gute daran war, dass sich durch das lange Liegenlassen immerhin sehr viel von der historischen Substanz bis in unsere Zeit erhalten hat. Über lange Jahre kam ein Ankauf der Parkflächen durch Bremen aus vielfältigen Gründen nicht zustande. Erst mit dem Konkurs des Bremer Vulkan 1997 und den gleichzeitig auftretenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten bei der Bremer Wollkammerie bot sich die einzigartige Gelegenheit, die



Erschließungsstraße zum Gewerbegebiet Bremer Vulkan; sie verkleinerte den Park, half aber auch, seine Instandsetzung zu finanzieren

seit 1916 getrennten Teile des Parks wieder zusammenzuführen und dem Park zu neuem Leben zu verhelfen.

Der notwendige Bau einer Erschließungsstraße mit Gleisanlage am Rande des Parks für das Gewerbegebiet Bremer Vulkan verursachte einen erheblichen Eingriff in Natur und Landschaft mit Auswirkungen auf Pflanzen, Tiere und das typische Landschaftsbild einer Geestkante. Auch wurde durch die neue Straße ein Stück des Parks abgeschnitten. Der Bebauungsplan, der die Gesamtentwicklung des Gebiets planungsrechtlich zu behandeln hatte, bestimmte daher unter anderem auch die erforderlichen naturschutzrechtlichen Ausgleichsmaßnahmen für diesen Eingriff. Grundlage dafür war der Landschaftspflegerische Begleitplan, den die Gartenarchitekten Müller-Glaßl & Partner erarbeitet hatten. Darin sind zur Minderung, zum Ausgleich oder Ersatz unter anderem folgende Maßnahmen festgelegt worden:

- Neuanpflanzung von Bäumen
- Entsiegelung großer Bereiche
- Herstellung eines neuen Geesthangs
- Freihalten bestimmter Sichtachsen
- Anpflanzung von Obstbäumen und Sträuchern
- Herstellen von Wiesen- und Ruderalflächen
- Anlage von Teichen mit Röhrichtzonen

- Maßnahmen für Amphibien und Fledermäuse

Durch den Bebauungsplan war zwar das notwendige Maß des ökologischen Ausgleichs gewährleistet, man konnte aber nicht den ebenfalls verursachten Verlust an kulturhistorischen Werten mit ausgleichen. Schon gar nicht konnten die Ausgleichsmaßnahmen den über Jahrzehnte fortgeschrittenen Verfall der kulturhistorisch wertvollen Elemente des Parks wieder rückgängig machen. Es verblieb also immer noch ein erhebliches Defizit bei dem Ziel der Wiederherstellung der kulturellen Substanz. Der so beschlossene Bebauungsplan war nur in langen, zähen Verhandlungen als ein Kompromiss zwischen dem Bauamt Bremen-Nord, dem Landesamt für Denkmalpflege, der Naturschutzbehörde und dem Wirtschaftsressort, das die Maßnahmen zu tragen hatte, zu erreichen gewesen. Dennoch hat er sich als der entscheidende Impuls zur Erhaltung des Parks und als Ausgangspunkt für seine Wiederbelebung erwiesen.

Zur Umsetzung der Zielvorgaben des Landschaftspflegerischen Begleitplans mussten Flächen angekauft werden, die aus der Konkursmasse des Bremer Vulkan zunächst in private Hand geraten waren bzw. noch der Wollkämmererei gehörten. Der Ankauf der Parkfläche ist zwar gelungen, jedoch konnten die Gebäude im Park wie auch das Landhaus Wätjen nicht miterworben werden und sind daher mit entsprechenden Grundstücksteilen weiter im Privateigentum verblieben.

Viele der neben dem Schloss noch im Original vorhandenen Parkelemente waren dringend instand zu setzen und zu sichern, um sie vor Verfall oder Vandalismus zu schützen. Bei dieser langwierigen Aufgabe kam dem Parkverein zugute, dass der Bestand des gesamten Parks im Jahre 1890 durch den damaligen Obergärtner Dehle, die rechte Hand Christian Wätjens, mit größter Genauigkeit auf einer großen Karte festgehalten worden war. Auf der Grundlage dieses Plans, der sich heute im Archiv der Familie Wätjen befindet, ist es uns möglich, die Lage der



Wätjens Park,
Bestandsplan, 1890,
gezeichnet von
Obergärtner Dehle



Gartenanlage am ehemaligen Schweizerhaus, 1917 nach Entwurf von Christian Roselius, Rekonstruktion

Wege und der Einzelobjekte genau zu lokalisieren. Diese Karte ist daher von unschätzbarem Wert.

Erstaunlich viele der geplanten Verbesserungen im Park konnten seit der Übernahme des Parks durch die Stadt Bremen schon in die Tat umgesetzt werden. So wurde im Jahre 2006 das 1974 durch den Bremer Vulkan entfernte große Sandsteintor wieder an seinem alten Standort aufgestellt. Der alte Gitterzaun wurde ergänzt und bildet so zusammen mit dem alten Pförtnerhaus und der wiederhergestellten Wegeführung zum Schloss ein authentisches Ensemble.

Neue Hecken wurden in Anlehnung an die alten Bestände angelegt, zahlreiche Bäume nachgepflanzt. Der neoklassizistische Gedächnistempel, neben dem Schloss wohl das schönste Schmuckstück im Park, konnte hervorragend restauriert werden. Aufgrund einer Spenden-sammlung des Parkvereins konnte eine Mar-

morbüste des Parkgründers Wätjen als Replik im Tempel aufgestellt werden. Somit zeigt der Tempel heute fast wieder das Bild von 1888. Im früheren Parkteil der Wollkämmerei wurde das neoformal gestaltete gärtnerische Umfeld des ehemaligen Schweizerhauses nach den originalen Plänen des renommierten Bremer Gartenarchitekten Christian Roselius von 1917 durch das Bauamt Bremen-Nord neu angelegt. Die Besonderheit ist dabei, dass dieses Gartenareal als typisches Bild der Gartenarchitektur der 1920er Jahre innerhalb eines Landschaftsparks des 19. Jahrhunderts entstanden ist.

Für das Jahr 2010 hat sich der Parkverein vorgenommen, mit Unterstützung der Stiftung Wohnliche Stadt, des Landesamtes für Denkmalpflege und des Beirats Blumenthal einen vor Jahren aus dem Park entfernten gusseisernen Brunnen zu restaurieren und am Originalstandort wieder aufzustellen. Es handelt sich dabei um das letzte vollständig erhaltene Exemplar

eine
hau
Brun
1865
wert
akti
des
einf
Wie
Teil
Rinn
kau
Ent

men
Bed
lage
star
der
des
Arb
Bei
den
der
nen
ein
wer
ber
We
ein
tan
gen



Par

einer Serie von fünf Brunnen des Bremer Bildhauers Diedrich Samuel Kropp. Er hatte diesen Brunnetyp erstmals auf der Gewerbeausstellung 1865 in Bremen gezeigt. Zu all den erwähnenswerten Einzelmaßnahmen, die sich in die Reaktivierung des historischen Erscheinungsbildes des Sommersitzes eines Bremer Kaufmanns einfügen, gesellt sich noch die Freilegung und Wiederherstellung einiger alter Wege, die zum Teil noch die alten Einfassungen und steinernen Rinnen aufweisen. Bei diesen Arbeiten vergeht kaum eine Woche ohne neue überraschende Entdeckungen.

Es wäre nun schön, wenn auch die Stadt Bremen als Eigentümerin für eine der historischen Bedeutung und hohen Qualität dieser Parkanlage angemessene Verbesserung des Pflegezustands sorgen würde. Dies würden die Mitglieder des Parkvereins auch als eine Anerkennung des Wertes von vielen Stunden ehrenamtlicher Arbeit ansehen. Und ein Weiteres ist zu fordern: Bei einem Landschaftspark dieses Ranges muss den denkmalpflegerischen Zielen im Zweifel der Vorrang vor einem manchmal übertriebenen, aber anscheinend populären Baumschutz eingeräumt werden. Doch darauf wird man, wenn Wahlen vor der Tür stehen, wohl vergebens hoffen. So muss also ein halb fertiges Wegebauprojekt noch länger liegen bleiben, weil einige nicht sehr alte, schlecht entwickelte Spontanaufwuchs-Bäume Vorrang genießen sollen.

Alles in allem gesehen, lässt sich nach einigen Jahren intensiver Beschäftigung mit dem



Wiederhergestellter historischer Wegeverlauf. Die Vollendung des Projektes wird durch einen Baumschutz-Konflikt behindert

Park mit Gewissheit sagen, dass es sich hier um eine so außergewöhnliche Parkanlage handelt, dass ihre Erhaltung ohne Zweifel lohnenswert ist. Es gibt – mit Ausnahme des Bürgerparks – in Bremen kaum einen anderen Ort, an dem wir so viele gut erhaltene Gebäude und Schmuckelemente der Parkgestaltung des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang erleben können. Wätjens Park ist ein mit den Sinnen erfassbares Zeugnis aus einer Epoche des Aufstiegs der Freien Hansestadt Bremen, in der viele bedeutende Persönlichkeiten wie Christian Heinrich Wätjen gewirkt haben. Wir sollten daher alles tun, um dieses als ein Erbe für die Nachwelt zu erhalten.

Literatur

- Brandes, Gustav, *Aus den Gärten einer alten Hansestadt*, Bremen 1939
 Frankenberg, Rainer und Müller-Glaßl, Uta, *Wätjens Park – ein Landschaftspark an der Weser*, Bremen 2006, herausgegeben vom Bauamt Bremen-Nord
 Müller-Glaßl & Partner, *Landschaftspflegerischer Begleitplan zum Bebauungsplan 1240*, Bremen 2000
 Wätjen, Hans, *Weißes W auf blauem Feld*, Wolfsburg, 1983



Parkbrunnen von Diedrich Samuel Kropp 1865

Susanne Schöß

Knoops Park: großbürgerliche Landsitzkultur in der »Bremer Schweiz«

Knoops Park ist ein rund 65 Hektar großer öffentlicher Park im Ortsteil St. Magnus in Bremen-Nord, der seit 2009 unter Denkmalschutz steht. In ihrer heutigen Ausdehnung besteht die Anlage seit 1979, als vier wichtige ehemals private Landsitze an der Lesum mit ihren Parkanlagen zu einem öffentlichen Park zusammengefasst wurden. In Knoops Park gingen das ehemalige Anwesen »Mühlenthal« des namensgebenden Bremer Großkaufmanns und Baumwollmagnaten Ludwig Knoop auf, das

nördlich angrenzende Areal »Knoops Wald«, die westlich anschließenden ehemaligen Landsitze »Albrechtsburg« und »Haus Schotteck« sowie das benachbarte »Haus Lesmona«.

Ludwig Knoop (1821–1894) zählt zu den bedeutendsten und reichsten Bremer Unternehmern des 19. Jahrhunderts. Der gebürtige Bremer, der seine Geschäfte vor allem in Russland und England abwickelte, stets aber Bremen als Familiensitz beibehielt, avancierte zu einem der größten Baumwollhändler der Welt. Als zugleich



Bootspartie auf dem Teich, Familie Knoop vor Schloss Mühlenthal, am rechten Bildrand in der Grotte stehend Ludwig Knoop (ohne Kopfbedeckung), Gemälde von C. Lasch, 1875, in Familienbesitz

führender russischer Textilindustrieller wurde er 1877 vom Zaren mit dem erblichen Titel eines russischen Barons geadelt.

Wie andere begüterte Bremer verbrachte Knoop die Sommermonate mit seiner Familie auf seinem Landsitz an der Lesum – in der sogenannten »Bremer Schweiz«. Der malerische Geestrücken oberhalb der Lesum, der einen weiten Blick über den Fluss hinweg in die ebene Marschlandschaft eröffnete, war seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert eine beliebte großbürgerliche Sommerfrische in der Nähe von Bremen.

»Mühlenthal«

Knoop erwarb 1859 das Areal »Mühlenthal« mit der ehemaligen Wassermühle in St. Magnus, die 1816 zum Landsitz umgebaut und später um ein neues Wohnhaus erweitert wurde. In den ersten Jahren nutzte die Familie Knoop die vorhandenen Bauten zum Sommeraufenthalt. Erst ab 1868 entstand nach Entwürfen des renommierten Bremer Architekten Gustav Runge das neue prächtige, im englisch-neugotischen Castle-Style gehaltene »Schloß Mühlenthal«, das 1871 fertiggestellt wurde. Bald wurde es zum glamourösen gesellschaftlichen Treffpunkt: Zu Knoop's prominenten Gästen gehörte zum Beispiel der preußische Feldherr Graf Moltke. Das nun für den ganzjährigen Aufenthalt konzipierte »Schloß Mühlenthal« bildete den glanzvollen Höhepunkt der Lesumer Landhauskultur: Die zunächst bescheidenen Landhäuser hatten sich mehr und mehr zu repräsentativen Anwesen entwickelt und erreichten schließlich mit »Mühlenthal« sogar schlossähnliche Dimensionen.

Wohl ebenfalls Ende der 1860er Jahre erhielt der Gartenarchitekt Wilhelm Benque (1814–1895), dessen Hauptwerk der Bremer Bürgerpark ist, den Auftrag, den vorhandenen Park und die von Knoop getätigten Erweiterungen umzugestalten. Der Park zeigt noch heute deutlich Benques Handschrift: Charakteristisch sind die großzügige landschaftliche Gestaltung, die starke Geländemodellierung und die ausgewo-

gene Verteilung von Freiflächen, Gehölzmassen und Solitärbäumen. Behutsam integrierte er den älteren Baumbestand in sein Konzept. In zeittypischer Manier verwendete er einheimische und ausländische, insbesondere nordamerikanische Baumarten. Auffällig sind die zahlreichen Nadelgehölze, die dem Park auch im Winter ein grünes Gepräge verleihen. Effektiv inszenierte Benque das Schloss: In seiner Nähe legte er einen Teich an, in dem es sich spiegelte. Dem Schloss wurde ein Garten in der Art eines »Pleasure Ground« vorgeblendet, der die Wohnräume gewissermaßen nach außen ausdehnte und der zum angrenzenden Landschaftspark überleitete. Er zeichnete sich durch Rasenflächen mit regelmäßigen, üppig bepflanzten



Torhaus von Schloß Mühlenthal, Auf dem Hohen Ufer 10

Blumenbeeten und eine großzügige Terrasse mit Springbrunnen aus. Eine aufwendige mehrfach terrassierte Treppe, die Assoziationen an italienische Renaissancegärten hervorrief, führte vom Schloss hinab zum Mühlental an der östlichen Parkgrenze.

Knoop erweiterte seinen Besitz nach und nach, bis ihm das gesamte Areal zwischen der heutigen Straße »Auf dem Hohen Ufer« und der Bahnlinie Bremen-Vegesack gehörte. Der Bahnhof St. Magnus entstand auf Knoop's Initiative hin und mit seiner finanziellen Unterstützung, um »Mühlenthal« schnell an die Bremer Innenstadt anzubinden. Vom Bahnhof St. Magnus gelangte man durch eine Allee (heu-



Knoops Park, im Hintergrund die Lesum

te Raschenkampsweg) zum Schloss. Sie führte an dem später erworbenen, bewaldeten Parkteil nördlich der Straße »Auf dem Hohen Ufer« entlang, der heute als »Knoops Wald« bezeichnet wird.

Nach dem Tod von Ludwig Knoop 1894 gelang es den Erben zunächst, »Mühlenthal« instand zu halten und zu pflegen. Ab 1917 änderte sich die Situation schlagartig: Mit der Oktoberrevolution und dem Verlust der russischen Besitztümer begann ein Vermögensverfall, der im Zusammenspiel mit der Steuerpolitik der Weimarer Republik, der auch viele andere großbürgerliche Immobilien zum Opfer fielen, zu einem Niedergang des Knoop'schen Anwesens führte. Um 1922 war bereits der Großteil des Inventars von »Schloß Mühlenthal« versteigert worden; 1933 schließlich kam es zum Abriss des Schlosses. 1938 und damit ein Jahr vor der Eingemeindung des preußischen Lesum nach Bremen erwarb die Gemeinde Lesum »Mühlen-

thal« – den Park mit den beiden Torhäusern – und schuf hier einen öffentlichen »Waldpark Mühlenthal«, der schließlich 1979 zu Knoops Park erweitert wurde.

»Albrechtsburg«, »Haus Schotteck« und »Kränholm«

In der Nachbarschaft seines Anwesens erwarb Knoop weiteren Grundbesitz, auf dem drei »Tochterresidenzen« entstanden: zunächst 1882 die neobarocke »Albrechtsburg« für seine Tochter Louise und ihren namenstiftenden Gatten George Albrecht, der als Mitbegründer und Vorstandsvorsitzender der Bremer Wollkammer in Blumenthal bekannt wurde. Während die Villa 1950 abgebrochen und 1954 durch den Neubau eines Schwesternwohnheims nach Entwurf von Hermann Brede, Bremen, ersetzt wurde, sind die beiden zugehörigen Torhäuser

im Schweizerhausstil sowie der Park erhalten, für dessen Gestaltung vermutlich wieder Benque verantwortlich zeichnete.

Für Adele Wolde, geb. Knoop, und ihren Ehemann Georg Wolde entstand 1892 bis 1894 nach Entwürfen der Berliner Architekten Reimer & Körte das Anwesen »Schotteck«, ein Landhaus im malerischen Historismus. Reimer & Körte hatten zuvor einen Wettbewerb gewonnen, den Wolde eigens unter den Mitgliedern der Vereinigung Berliner Architekten ausgelobt hatte. Benannt wurde es nach Georg Woldes Spitznamen »Schotte«, den er seinem Ruf als Bankier von ausgeprägter Sparsamkeit verdankte. Federführend für den landschaftlich gestalteten Park war wahrscheinlich wiederum Benque. Um 1910 schaltete sich Rudolf Alexander Schröder (1878–1962) in die Gartengestal-

tung ein: Von dem bekannten und vielseitigen Bremer Dichter und Gestalter stammt zum Beispiel das 1910 für Adele Wolde geschaffene Rosarium. »Haus Schotteck« und das zugehörige Hofmeierhaus im Schweizerhausstil von 1891 werden heute als Wohnhäuser genutzt.

Für die Knoop-Tochter Emilie und ihren Gatten Wilhelm Kulenkampff wurde der Landsitz »Kränholm« geschaffen, der nach der bis heute erhaltenen Knoop'schen Großspinnerei Kränholm in Narva/Estland benannt wurde. In der Nähe der Lesumer Heerstraße wurde 1896–1897 nach Entwürfen der Bremer Architekten Eduard Gildemeister und Wilhelm Sunkel ein Landhaus errichtet, in dem sich die Tradition niedersächsischer Fachwerkbauernhäuser mit dem englischem Landhaustypus verband. Für den Ausbau der B 74 opferte man »Krän-



Torhaus der Albrechtsburg, Auf dem Hohen Ufer 40



Blick auf die Hauptfront von Haus Schotteck, Am Kapellenberg 3-3a

holm« samt zugehörigem, von Benque gestaltetem Park. Unter Verwendung von gesicherten Fragmenten wurde 1971 an neuem Standort – an der Straße »Auf dem Hohen Ufer« gegenüber den Torhäusern der »Albrechtsburg« – ein neues »Kränholm« errichtet, das bis vor Kurzem als Dienstgebäude für die Gartenbauabteilung des Bauamtes Bremen-Nord und deren Nachfolgebetrieb Stadtgrün Bremen genutzt wurde.

»Haus Lesmona«

In keiner Verbindung zur Familie Knoop steht das Anwesen »Haus Lesmona«, das vor allem durch den autobiografischen Briefroman »Sommer in Lesmona« von Marga Berck alias Magdalene Pauli, geb. Melchers (1875–1970), bekannt wurde. Darin schildert die Autorin und

spätere Ehefrau von Gustav Pauli, Direktor der Bremer Kunsthalle, die Geschichte ihrer ersten großen Liebe, die sie auf dem Sommersitz ihres Onkels, des Bremer Großkaufmanns Carl Melchers, erlebte. Dieser 1815 errichtete klassizistische Landsitz war 1862 in den Besitz der Familie von Carl Melchers gelangt, die diverse Umbauten vornahm und die Bezeichnung »Lesmona« – nach der um 1187 erstmals auftauchenden lateinischen Namensform für »Lesum«, als »Liastmona« 860 erstmals erwähnt – einführte. In zeittypischer Art wurde der Park als Landschaftsgarten angelegt. Nach einem verheerenden Brand wurde »Haus Lesmona« 1980 wieder aufgebaut. Heute wird es als privates Wohnhaus mit Atelier, das zugehörige ehemalige Hofmeierhaus als Feuerwache und Wohnhaus genutzt.

Die Maßnahmen in Knoop's Park seit 1979 umfassten die Wiederherstellung alter, teils durch Grabungen ermittelter Wegeverbindun-

gen, die Sanierung und Rodung von Bäumen, die Beseitigung von trennenden Zäunen sowie die Wiedergewinnung der historischen straßenseitigen Einfriedung und die Wiederherstellung des Rosenrondells und einer Treppe zur Lesum aus italienischen Grottensteinen bei »Haus Schotteck«. Außerdem entstanden neue Wegeverbindungen, die die neue Ost-West-Ausdehnung erschlossen. Insgesamt lässt sich seither eine mehr dem historischen Altbestand verpflichtete Arbeitsweise der städtischen Grün-



*Haus Lesmona, Rückfront zur Lesum,
Am Kapellenberg 5*

pflege feststellen. Seit 1986 engagiert sich der Förderverein Knoops Park e.V. ideell und finanziell für den Erhalt und die Pflege des Parks. 1987 entstand ein Parkentwicklungskonzept eines Hamburger Landschaftsarchitektenbüros mit noch deutlich pragmatisch-neuplanerischen Anteilen, das seitdem als Leitlinie diente. Auf dieses Konzept geht beispielsweise die 1996 realisierte Idee zurück, die Grundrisslinie von »Schloß Mühlenthal« mit Steinen zu markieren und dadurch die historische Situation zu ver-

anschaulichen. In jüngster Zeit gibt es neue gemeinsame Anstrengungen des Fördervereins, der städtischen Grünpflege »Umweltbetrieb Bremen«, der Grünordnung und des Landesamtes für Denkmalpflege, dem weiteren Umgang mit dem Park eine verbesserte Grundlage zu verschaffen. Dazu gehört die Erarbeitung eines neuen, die denkmalpflegerischen Belange stärker berücksichtigenden Pflegekonzeptes samt systematischer Neuvermessung des Parks und seines Baumbestandes. Mittlerweile ist Knoops Park durch das Freiluftmusikfestival »Sommer in Lesmona«, das alljährlich mit großem Picknick im Park stattfindet, weit über die Grenzen Bremens hinaus bekannt geworden.

Quellen und Literatur (Auswahl)

- Gustav Brandes, *Aus den Gärten einer alten Hansestadt*, Bremen 1939
- Heino Grunert, *Knoops Park. Ein Gartendenkmal in Bremen*, Diplomarbeit am Institut f. Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover, Hannover 1986 (maschschr. Mskr.)
- Rolf Kirsch, *Denkmalpflegerisches Gutachten zur Unterschutzstellung von Knoops Park*, Bremen 2009
- Jutta Langer und Ulla Tesch, *Knoops Park. Eine historische Parkanlage in Bremen-Nord*, Bremen 1999
- Rudolf Stein, *Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens*, Bd. II, Bremen 1965 (= *Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen*, Bd. 5)
- Ilse Windhoff, *Landhäuser und Villen in Bremen*, Bd. 1 (Lesum und Knoops Park), Bremen 2008

Uta Müller-Glaßl und Hilmar Noerenberg

Erhaltungs- und Restaurierungsmaßnahmen am historischen Laubengang im Arster Pfarrgarten

Südlich der alten Pfarrkirche des Ortsteils Arsten mit dem umgebenden Friedhof stehen das ehemalige Pfarrhaus aus dem Jahr 1853 und das frühere Katechesierhaus mit dem angrenzenden Pfarrgarten. Der alte Arster Pfarrgarten wird neben wenigen alten Solitär- und jüngeren Obstbäumen im Wesentlichen geprägt durch einen Laubengang aus Linden. Der Bogenengang auf der Ostseite geht vermutlich auf das 19. Jahrhundert, vielleicht sogar, der Überlieferung entsprechend, noch auf das 18. Jahrhundert zurück. Als Lindenlaubengang dieses Alters ist er in Bremen einzigartig und stellt dementsprechend ein sehr wertvolles Kulturgut dar.

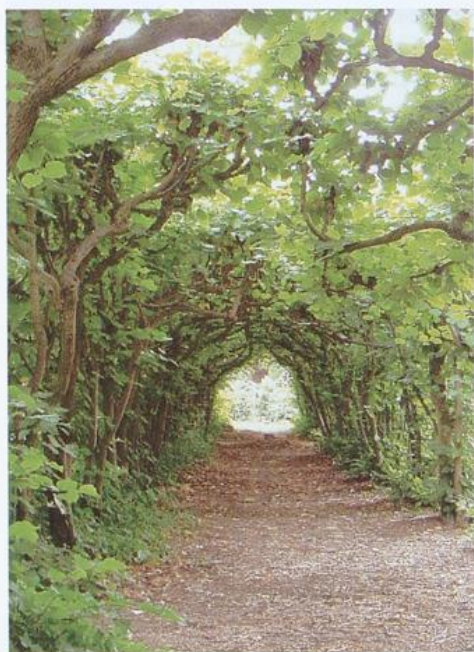


Abb. 1: Der gut erhaltene mittlere Abschnitt des alten Lindenlaubengangs im Jahr 2008

Der Garten und der ältere Teil des heutigen Laubengangs waren zugunsten des benachbarten Friedhofs mehrfach verkleinert worden, zuletzt 1955.¹ Damals wurde der Pfarrgarten nach Ideen des Bremer Gartendirektors Erich Ahlers umgestaltet und auf den anderen Seiten durch einen Tunnel aus baldachinartig gezogenen Linden nahezu umschlossen. Insgesamt hat der so entstandene geschlossene Wandelgang aus Linden heute eine Länge von ca. 225 Metern. Östlich angrenzend entstand in jüngster Zeit der evangelische Kindergarten neben einer Lagerfläche des Friedhofs. Tagsüber nutzen die Kinder dieser Einrichtung den bisher für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen Pfarrgarten zum Spielen.

Der Zustand der Linden und der in Teilen licht gewordene Wandelgang gaben im Frühjahr 2008 erstmalig Anlass, über geeignete Maßnahmen zur fachgerechten Erhaltung des wertvollen Kulturgutes nachzudenken. Da es keine genauen Erkenntnisse über die Entstehung und weitere Entwicklung des Laubengangs sowie über dessen historisches Erscheinungsbild gab, wurde zunächst eine entsprechende denkmalpflegerische Untersuchung in Auftrag gegeben. Im Herbst 2008 wurden die Ergebnisse in Form eines gartendenkmalpflegerischen Restaurierungs- und Erhaltungskonzeptes vorgelegt. Die darin empfohlene Restaurierung – zunächst des älteren Teils – des Laubengangs konnte dann ab Mitte 2009 planerisch konkretisiert werden, nachdem durch den fortwährenden Einsatz eines Gemeinde-Vorstandsmitglieds unter Mithilfe des Pastors großzügige Spender und Geldgeber (Deutsche Stiftung Denkmalschutz, VGH-Stiftung, Bürgerpark-Tombola, Bremische Evangelische Kirche und Landesamt für Denkmalpflege) für das Vorhaben gewonnen worden

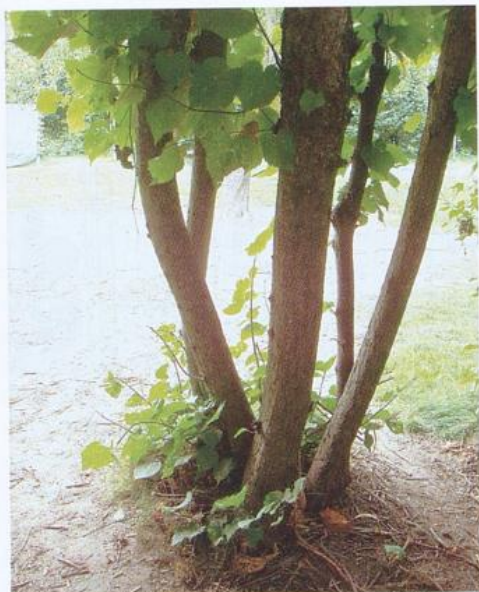


Abb. 2: Jede Linde besteht aus mehreren Stämmen

waren. So konnte schließlich im Herbst 2010 mit der Umsetzung der Maßnahmen der ersten Restaurierungsstufe begonnen werden, die inzwischen abgeschlossen ist.

Die denkmalpflegerische Untersuchung umfasst eine detaillierte Bestandsaufnahme und Beurteilung des aktuellen Zustands sowie eine historische Einordnung des Laubengangs. In dem Konzept werden Maßnahmen zur Restaurierung und langfristigen Erhaltung dieses wertvollen Gartenelements vorgeschlagen.

Die bis heute jährlich geschnittenen Linden des alten Laubengangs, Holländische oder Hybrid-Linden (*Tilia x vulgaris*) mit einer größeren Tendenz zur Sommer-Linde (*Tilia platyphyllos*), sind als Stockausschlag meist mehrstämmig gewachsen (s. Abbildung 2). Dieser für das Erscheinungsbild eines historischen Laubengangs untypische mehrstämmige Stockausschlag war nicht das ursprüngliche Wuchsprinzip des Laubengangs, sondern entstand vermutlich bei einer früheren Erneuerungsmaßnahme in den 1920/1930er Jahren. Der Stammdurchmesser variiert von 5 cm bis zu 20 cm. Der Schatten-



Abb. 3: Referenzbaum mit gut erhaltener Bogenform

druck der großen Baumkronen des Gartens störte in den vergangenen Jahren nachhaltig das Wachstum der Linden. Die stark rissige Rinde der Stämme und Äste lässt ein deutlich höheres Alter als bei dem Baumgang von 1955 aus Hybrid-Linden mit vermehrtem Aspekt der Winter-Linde und noch glatter Rinde erkennen.

Durch eine exakte Vermessung wurden zunächst die genauen Maße festgestellt. Beim Pflanzenabstand konnte durchgängig ein Maß zwischen 80 cm und 90 cm festgestellt werden, von dem es nur wenige Abweichungen, insbesondere bei den großen Lücken, gab. Diese entsprechen einem Mehrfachen des ermittelten »Normabstands«. Bei der Lichtraumbreite, der Höhe und dem Pflanzenabstand ist ein annähernd durchgängiges Maß feststellbar. Einige in den Innenraum hineingewachsene Stämme führen partiell zu einer Verminderung der Breite. Eine Reihe von Linden weist noch die charakteristische Bogenform auf. Sie haben im Scheitelpunkt des Laubengangs eine gleiche Höhe um 3 m. Diejenigen Bäume, die mehr oder weniger stark von der typischen Bogen-

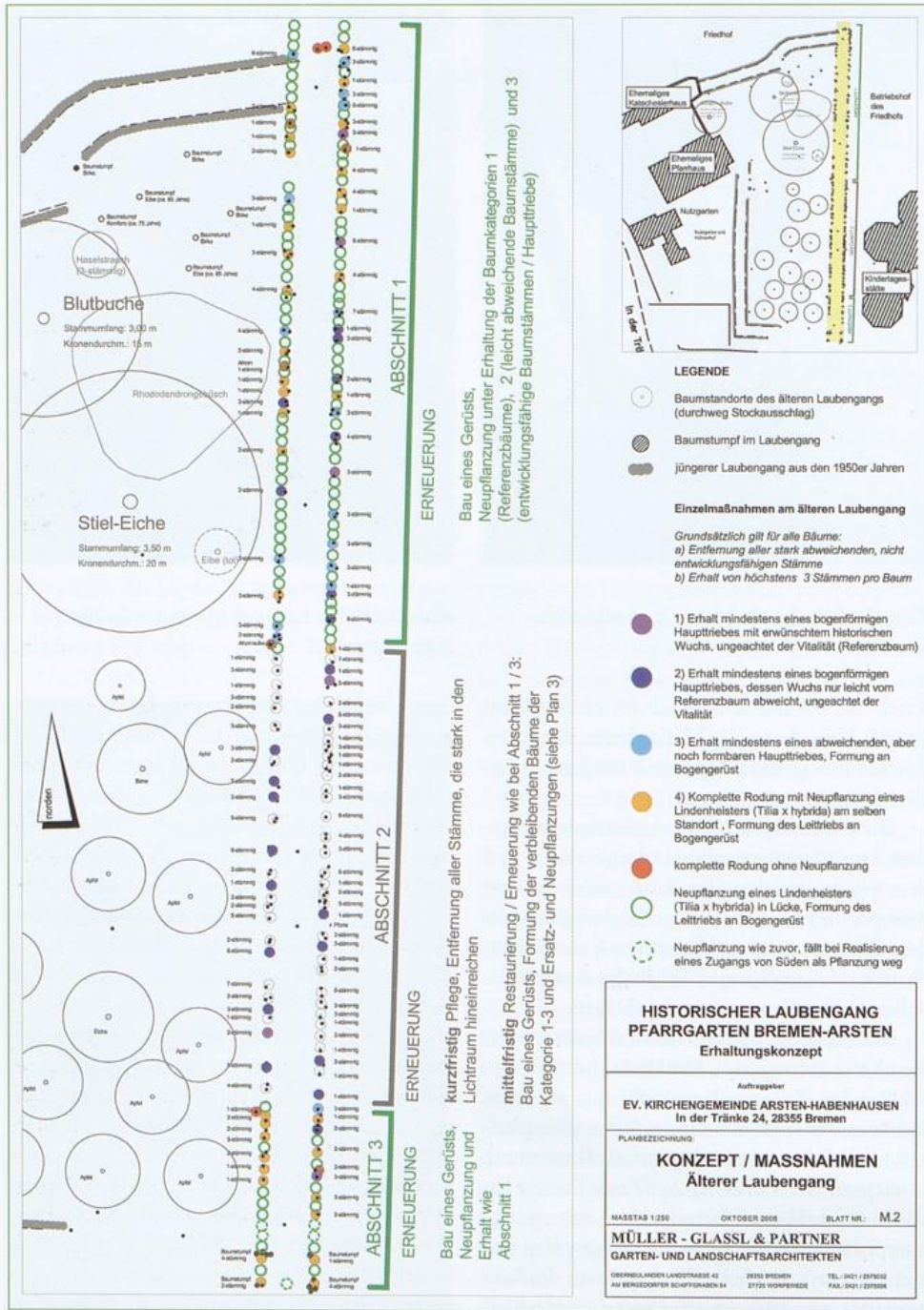


Abb. 4: Konzeptplan Müller-Glaßl & Partner 2008

form abweichen, variieren auch leicht in der Höhe. Ursachen für den uneinheitlichen Wuchs sind sicher das wahrscheinlich spätestens seit dem II. Weltkrieg zu verzeichnende Fehlen des Rankgerüstes, aber auch die Art der in den letzten Jahrzehnten durchgeführten Pflege.

Eine Lindenlaube bildete im Süden den Abschluss des Laubengangs. Die letzten der seit dem letzten Krieg nicht mehr geschnittenen und daher ausgewachsenen (Durchmesser zwischen 30 cm und 50 cm) Bäume der Laube waren Anfang 2008 gefällt worden, da sie den Südteil des Wandelgangs zu sehr beschattet und unterdrückt hatten. Dabei wurde festgestellt, dass ihre Stämme etwa 85 Jahre alt waren.

Trotz der teilweise großen Lücken wirkt das Gesamtbild des Baumganges in weiten Teilen immer noch relativ geschlossen, wobei die charakteristische Bogenform allerdings nur noch in Teilabschnitten erkennbar ist.

Nach seiner aktuellen Formgebung untergliedert, wies der Laubengang zum Zeitpunkt der Bestandsaufnahme die folgenden Baumtypen auf:

- Linden mit deutlicher Bogenform, an der die ursprüngliche Anlehnung an ein entsprechend geformtes Gerüst abzulesen ist
- Linden mit nur leichter Abweichung von der Bogenform
- Linden mit deutlicher Abweichung von der Bogenform

Die Vitalität der Pflanzen ist unterschiedlich; viele Faulstellen, Hohlräume, Hohlstämmen sowie stark vergreiste Äste weisen auf eine stark verminderte Vitalität und Regenerationsfähigkeit hin. Durch den häufigen Schnitt zusätzlich geschwächte Exemplare erkranken leicht, z. B. an der Rotpustelkrankheit.²

Um für die weitere Behandlung Maßnahmen entwickeln zu können, wurden alle noch aus 127 Baumwurzeln aufgewachsenen Linden entsprechend dem jeweiligen Standort, der Form, Ausprägung und Substanz beurteilt. Dabei wurde zwischen fünf Baumtypen unterschieden, für die jeweils spezielle Maßnahmen vorgeschlagen wurden (vgl. Abbildung 4):

Baumtyp 1

insgesamt 6 »Referenzbäume« mit mindestens einem deutlich älteren Stamm am historischen Standort und mit ausgeprägter Bogen-Wuchsform (siehe Abbildung 3)

Maßnahme: Selbst bei geringer Vitalität soll zumindest ein bogenförmiger Haupttrieb erhalten und entsprechend gepflegt werden. Die von der Form abweichenden weiteren Stämme sollen entfernt werden.

Baumtyp 2

insgesamt 23 Linden am historischen Standort, bei denen mindestens ein Stamm nur leicht von der erwünschten Bogen-Wuchsform abweicht

Maßnahme: Auch bei geringer Vitalität ist mindestens ein Haupttrieb zu erhalten, um möglichst viel Altbestand zu bewahren. Stark abweichende Stämme sind zu entfernen.

Baumtyp 3

Baum steht am historischen Standort und alle Stämme weichen erheblich von der erwünschten Bogen-Wuchsform ab, mindestens bei einem Stamm ist durch gute Vitalität und junge Langtriebe eine Entwicklung der Bogenform an einem Gerüst noch möglich

Maßnahme: Die jüngeren Äste des zu entwickelnden Stamms sind an einem Gerüst zu formen. Stark abweichende Stämme, die der Bogenform nicht mehr angepasst werden können, sind zu entfernen.

Baumtyp 4

Baum steht am historischen Standort und alle Stämme weichen erheblich von der erwünschten Bogen-Wuchsform ab, eine Entwicklung der Bogenform ist aufgrund zu schlechter Vitalität etc. nicht mehr möglich

Maßnahme: Entfernen des Baumes, Ersatzpflanzung am historischen Standort und Formung am Bogengerüst.

Baumtyp 5

insgesamt 5 als Wildwuchs entstandene Bäume, die vom historischen Standort abweichen

Maßnahme: Baum ersatzlos roden.

Die Bepflanzung der zum Zeitpunkt der Bestandsaufnahme vorhandenen Lücken sollte unter Beachtung der erwünschten Öffnungen für Zugänge im historischen Raster erfolgen.

Oberstes Ziel des Erhaltungskonzepts ist es, möglichst viel von der Originalsubstanz der Linden zu erhalten, um den dokumentarischen Wert und die Authentizität des historischen Laubengangs zu bewahren. Gleichwohl geht es darum, das Erscheinungsbild eines geschlossenen Lindenlaubengangs in »Tunnelform« mit der Laube im Süden wiederzugewinnen. Das Naturbauwerk muss daher detailliert betrachtet werden: Bei den sehr lückenhaften Partien soll ein möglichst schonender Weg der Erneuerung beschritten werden, bei dem möglichst viele der alten Linden erhalten bleiben. An den vitalen Stämmen soll nur so viel geschnitten werden, dass sie wieder neu austreiben und geformt werden können. Dafür hat sich ein Gerüst als unverzichtbar erwiesen. Diejenigen Partien, die heute noch einen eher geschlossenen Eindruck

vermitteln, sollen möglichst weiterhin nur pflegerisch behandelt werden, bis sie so weitgehend abgängig sind, dass auch hier eine schonende Erneuerung notwendig wird.

Bei der Bestandsaufnahme zeigte der alte Laubengang hinsichtlich des Erscheinungsbilds und Zustands der Pflanzen drei unterschiedliche Partien:

Abschnitt 1 im Norden

hatte einen sehr schlechten Erhaltungszustand und zeigte ein stark lückenhaftes Bild: Nur noch 44 % der Linden waren erhalten (47 von 108 Bäumen), darunter 3 bogenförmige Referenzbäume, weitere 21 Bäume wurden als noch formbar eingestuft. Die Vitalität der Linden war gering.

Abschnitt 2 in der Mitte

zeigt einen mittleren Erhaltungszustand: Noch 75 % der Linden waren erhalten (63 von 82 Bäumen), darunter 2 Referenzbäume und 14 Bäu-



Abb. 5: Neues Bogengerüst mit erhaltenen Altbäumen, Dezember 2010



Abb.
me
viel
kur

Abs
zeig
Vor
nun
bar

Der
lich
den
den
ma
- B
c
(
- B
I
- B
I



Abb. 6: Blick vom Mittelteil durch den Laubengang, Dezember 2010

me mit annähernder Bogenform. Die Vitalität vieler Bäume ist auch hier gering, sodass in Zukunft mit weiteren Ausfällen zu rechnen ist.

Abschnitt 3 im Süden

zeigt einen sehr schlechten Erhaltungszustand: Von 32 sind noch 17 Linden erhalten, davon nur 1 Referenzbaum und nur 2 weitere formbare Gehölze.

Demnach bestand bei dem nördlichen und südlichen Abschnitt des Laubengangs ein dringender Handlungsbedarf. Hier wurden die folgenden Restaurierungs-, Ersatz- und Erhaltungsmaßnahmen geplant:

- Erhalt und Pflege der Referenzbäume und der Bäume mit annäherndem Bogenwuchs (Baumtyp 1 und 2)
- Entfernen stark abweichender Stämme (bei Baumtyp 1 und 2)
- Erhalt und Formung eines noch formbaren Haupttriebs am Bogengerüst (Baumtyp 3)

- vollständige Entfernung aller abweichenden Bäume (Baumtypen 4 und 5)
 - Erneuerung der Pflanzung durch Neupflanzung am historischen Standort bzw. Neupflanzung der Lücken im typischen Abstand durch Linden derselben Art mit formbaren Stämmen, Ziehen der Äste an einem Laubengerüst (Baumtypen 4 und 5 sowie Lücken)
 - am Süd-Ende des Baumgangs lauben- bzw. pavillonartige Formung der vorhandenen formbaren und der neuen Lindenpflanzungen
- Beim mittleren Abschnitt des Laubengangs besteht erst mittelfristig Handlungsbedarf. Vorerst sind hier nur Pflegemaßnahmen geplant:
- Entfernen stark abweichender Äste oder Stämme (insbesondere wenn diese in den Lichtraum hineinreichen)
 - Schnitt mit Förderung von jungen Trieben, die in Bogenform gezogen werden können
 - besondere Aufmerksamkeit ist auf die Erhaltung der Linden des Baumtyps 1 und 2 zu richten

Erst wenn bei den Abschnitten im Norden und Süden wieder ein geschlossenes Erscheinungsbild erreicht sein wird, sind auch hier durchgreifende Erneuerungsmaßnahmen anzugehen.

Für das Vorhaben standen schließlich durch die erfolgreiche Einwerbung von Zuwendungen ausreichend finanzielle Mittel zur Verfügung, um auch den im Süden sehr lückenhaften Lindengang von 1955 wieder zu schließen und mit dem älteren Teil durch pavillonartige Verbindungen zu verknüpfen. Damit wird es künftig wieder möglich sein, den Laubengang in einem Rundgang um den Garten zu durchwandeln. Der erstellte Entwurf ist in Abbildung 7 dargestellt und zeigt darüber hinaus auch

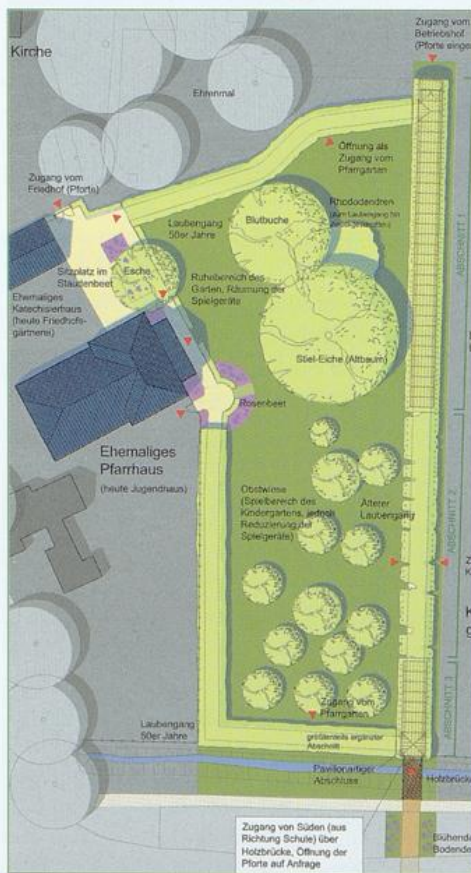


Abb. 7: Entwurf Müller-Glaßl & Partner 2009 (Ausschnitt)

eine Neuordnung der Gartenpartie um das Pfarrhaus. Alle Beteiligten waren sich einig darin, dass ein so wertvolles Objekt zumindest teilweise auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden sollte. Daher wurde ein neuer Zugang von Süden mit einem Steg über den Graben geplant, der in den Laubengang und von dort auf den benachbarten Friedhof führt. Eine Pforte am Eingang soll den geregelten Zugang während der Kindergartenzeiten gewährleisten.

Ab Sommer 2010 folgte die Detailplanung. Bei der folgenden Ausschreibung im Herbst war es wichtig, möglichst offen zu bleiben, da trotz aller Präzision beim Aufmaß der Laubengang ein Naturbauwerk mit Unebenheiten ist, denen man sich fortwährend bei der Ausführung stellen muss. Erst in der Bauphase kann das Geplante am Objekt überprüft und im Detail angepasst werden.

Die Umsetzung begann mit der Vorbereitung zum Einbau des Bogengerüsts am Nord- und Süden des älteren Laubengangs. Hier musste bis zum Laubfall gewartet werden, da erst dann der genaue innere Höhenverlauf der Linden des Wandelgangs festgestellt und bei freier Sicht im Verlauf der Scheitelhöhe vom einen zum anderen Ende des Ganges gefluchtet werden konnte. Dies war entscheidend für die endgültige Dimensionierung des Laubengangerüsts.

Zunächst wurde ein sehr vorsichtiger erster Auslichtungsschnitt durchgeführt. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Entscheidung gefällt, in Abänderung des Konzepts, das weitergehende Neupflanzungen bei den in ihrer Vitalität deutlich geschwächten Linden des Baumtyps 4 vorgesehen hatte, nun doch eine ganze Reihe von Bäumen dieser Kategorie erneut »auf den Stock zu setzen« oder stark einzukürzen, um noch mehr der originalen Pflanzensubstanz zu erhalten.

Mit einem vorab angefertigten Musterbogen wurde geprüft, wie die geplanten Gerüstmaße zu den geschnittenen Bäumen passten. Dabei wurden gleichzeitig Engstellen erfasst und für einen weiteren Baumschnitt gekennzeichnet, der anschließend ausgeführt wurde.

Bei der Prüfung erwies sich das bei der Planung gesetzte Maß für die Gerüstbögen als korrekt. Innerhalb der nächsten drei Wochen wurden diese aus T-Profilstahl gebogen, verzinkt und mit einer Farbbeschichtung in einem Anthrazit-Ton versehen. Bei ihrem Einbau musste insbesondere auf eine durchgehende Linienführung in der Breite und Höhe geachtet werden. Bei den Abständen zwischen den Bögen wurde das regelmäßige Maß von zwei Metern zugunsten des vorhandenen Lindenbestands an einigen Stellen verringert bzw. vergrößert, um möglichst viel von der Originalsubstanz und Authentizität des Laubenganges zu erhalten. Nach dem Einbau der Bögen wurden diese mit Kanthölzern aus Lärche verbunden. Die Befestigung der Holme erfolgte mittels rostfreien Drahts auf der Außenseite der Bögen und gab diesen die endgültige Stabilität. Ein letzter Anpassungsschnitt der Gehölze folgte. Bei all den bisherigen technischen Arbeiten musste immer auch der noch erhaltene mittlere Teil des Laubengangs, in dem jetzt nur leichte Auslichtungsschnitte erfolgt sind, in seinen Maßen und Rhythmen berücksichtigt werden, damit dieser bei einer späteren Restaurierung mit dem Nord- und Südteil wieder zu einem stimmigen, einheitlichen Erscheinungsbild zusammenwirken kann.

Der jüngere Laubengang aus den 1950er Jahren benötigte auf der Südseite des Gartens ebenfalls ein Gerüst, das entsprechend der rechteckigen äußeren Form des Naturbauwerks in schlichterer Form aus Kanthölzern gebaut wurde.

Den Abschluss der Arbeiten bildeten das Pflanzen neuer Lindenheister in den Lücken zwischen den erhaltenen Gehölzen und das Anbinden der Triebe an das Bogengerüst. Die halbhohen Neupflanzungen ergänzen die vielen erhaltenen Altgehölze, durch die der Laubengang noch immer sein Alter dokumentiert. Der Kirchengemeinde war es hierbei sehr wichtig, die Kinder der benachbarten Schule und des Kindergartens in die Pflanzaktion mit einzubeziehen und damit die Grundlage für den Erhalt des Laubengangs schon bei den jüngsten



Abb. 8: Das Gerüst ist dem gebogenen Referenzbaum angepasst

Gemeindemitgliedern zu legen.

Mit den bisher ausgeführten Maßnahmen hört die Arbeit nicht auf. Erst ein fortwährendes Be- und Ausschneiden sowie ein Formen der Gehölze durch Binden der Leit- und Seitentriebe an das Gerüst führen schließlich in einigen Jahren wieder zu dem erwünschten Erscheinungsbild eines geschlossenen, gewölbten Lindenlaubengangs.

Anmerkungen

- 1 Eine Katasterkarte von 1934/37 zeigt deutlich, dass sich der Pfarrgarten damals noch weit in das heutige Friedhofsgelände bis über die Kirche hinaus nach Norden erstreckte. Ein 1955 errichtetes Ehrenmal führte zur letzten Gartenverkleinerung im Nordwesten, bei der auch der Laubengang noch einmal eingekürzt wurde.
- 2 Mündliche Auskunft von Herrn Fellner, Leiter des Hofgartens Dachau, wo ebenfalls ein historischer Laubengang vorhanden ist.

Uwe Schwartz

Kurioses Kunstwerk: Thieles Garten in Bremerhaven

Im Norden Bremerhavens liegt »Thieles Garten«, ein in den frühen 1920er Jahren als Künstlergarten angelegtes Areal am Rande der Hafenstadt, dessen Entwicklung durch die Gebrüder Thiele und deren »Muse«, Grete Itzen, über einen Zeitraum von über 50 Jahren geprägt wurde. Die eigenartige Welt dieses Gartens mit seinen von einer exotischen Flora umwucherten Staffagen aus Tempelruinen, Brunnenanlagen und einem Tempietto, durchsetzt von kleinen Gewässern und einer Vielzahl von unter Bäumen und Sträuchern wie verzaubert wirkenden Skulpturen aus der Märchenwelt und der klassischen Mythologie, ist von außergewöhnlichem Reiz. Die gartenkünstlerische Qualität der Anlage und die bildhauerische Leistung der noch

vielfach vor Ort befindlichen Skulpturen sind erstmals 1986, ein Jahr nachdem die Gartenanlage in den Besitz der Stadt Bremerhaven gekommen war, und 1993 in einer Diplomarbeit ausführlich gewürdigt worden.

Gustav und Georg Thiele erwarben das Grundstück am Mecklenburger Weg im Jahr 1923, zu einem Zeitpunkt, als Leherheide noch ein kaum besiedeltes Moor- und Heidegebiet war. Gustav (1877 - 1969) war Holzschnitzer, gelernter Geiger, praktizierte als Fotograf und hatte sich im Selbststudium zum Bildhauer ausgebildet, worin er seine wahre Berufung sah. Sein neun Jahre jüngerer Bruder Georg (1886 - 1968) hatte eine Ausbildung als Fotograf und unterhielt mit ihm gemeinsam seit 1904 ein Foto-



Brunnenanlage mit spielenden Kindern

atelier in der Leher Hafenstraße. Georgs Leidenschaft galt der Malerei. 1929 heiratete er Grete Itzen (1905 – 1990), die sich wie ihr Mann der Malerei widmete. Sie hat beiden Brüdern für deren Bildwerke unzählige Male Modell gestanden.

Die Brüder begannen etwa 1925, das zunächst 6000 m² große Terrain mit hohem Aufwand in einen Skulpturengarten mit Brunnenanlagen und Staffagen zu verwandeln. Ihren Wohnsitz behielten die Thieles weiterhin in der Stadt. Der neu angelegte Garten in der Leher Heide diente den beiden Autodidakten als Freiluftatelier, das Gustav ermöglichte, eine unbegrenzte Zahl naturalistischer Skulpturen zu schaffen, für die Georg die Gartenanlage als ein stimmiges Gesamtbild anlegte. Im Verlaufe von vierzig Jahren pflanzten sie eine höchst individuelle Parkflora, darunter auch seltene Exoten. Ein seit 1944 auch als ständiger Wohnsitz genutztes Wohnhaus mit Galerie errichteten sie 1930 im »maurischen« Stil und daneben auch noch eine reetgedeckte »Moorkate« als Gästehaus und Atelier.



Maurisches Haus, 1930

Der älteste, ursprüngliche Teil von Thieles Garten wird erschlossen von einem bei landschaftlichen Anlagen üblichen geschwungenen, sich an mehreren Stellen teilenden Wegesystem, in dessen Zentrum sich das Maurische Haus befindet. Im Anschluss an das Haus liegt, in der Geländemodellierung etwas tiefer situiert, ein Gartentempel mit einem kleinen Teich, zu dem eine zweiläufige Treppe mit einem Zwischen-



Sonnenanbeterin



Das Mädchen und der Waldschrat

podest hinabführt. Vor dem Tempietto steht als weiblicher Akt eine »Sonnenanbeterin«, ein Motiv, das stark vom populären »Lichtgebet« (erstmalig 1894) des Malers Hugo Höppener (1868–1948), genannt Fidus, beeinflusst ist. Als eines der ältesten Ausstattungsteile des Gartens stellt die »Sonnenanbeterin« dessen Gründung auch in einen Zusammenhang mit den lebensreformerischen Ideen zu einer naturgemäßen Lebensweise und Freikörperkultur. Untermuert wird dieser Gedanke dadurch, dass die Nacktheit der meisten Skulpturen nicht durch allegorische Attribute überhöht wird. Motive aus der klassischen Mythologie sind deutlich in der Minderzahl und zumeist, wie die große Figurengruppe »Geburt der Venus«, erst nach 1945 entstanden. Jenseits einer gängigen Ikonographie sind Arbeiten wie das »Froschgericht« oder die häufig abgebildete Gruppe »Das Mädchen

und der Waldschrat« zu bewerten; bei letzterer porträtierte Gustav seinen als humorvoll bekannten jüngeren Bruder Georg.

Gustav Thiele hat für seine Skulpturen aus Kostengründen durchweg Zement verwendet, der auf ein inneres Stützwerk aus Drahtgeflecht für die Ausformung der einzelnen Körperpartien aufgelegt wurde. Die Verwendung von Zement zur Herstellung von Plastiken ist erst einmal nicht außergewöhnlich, denn Kunststeinskulpturen gehören seit der Wende zum 20. Jahrhundert zum Repertoire der Bildhauer. Ungewöhnlich ist dagegen, dass Thiele darauf verzichtete, Gussformen herzustellen, den Zement direkt auf eine Armierung aus Kaninchendraht auftrug und damit den bildhauerischen Schaffensprozess gleichsam im Stadium des Modells beließ. Bemerkenswert ist die Methode der Aufwertung und Konservierung dieser Kunststeinfiguren mit einem Anstrich aus Firnis und Pottasche, mit der er ihnen das Aussehen von Bronze verlieh. Bei der Restaurierung der Skulpturen ist man heute dazu übergegangen, alle Skulpturen in dieser Art zu fassen, um sie dauerhaft vor den Witterungseinflüssen zu schützen.

Die Thieles hatten ihren Skulpturengarten zunächst allein für sich selbst und ihre Gäste gestaltet. Erst nach Kriegsende, nachdem das Fotoatelier bei Luftangriffen zerstört worden war, öffneten sie den Garten gegen ein geringes Entgelt als »Gebrüder Thieles Skulpturengar-



Geburt der Venus



Chinesischer Taschentuchbaum

ten« der Öffentlichkeit und boten ihre Bildwerke auch zum Verkauf an. Eine Veräußerung des gesamten Areals an die Stadt scheiterte damals an der negativen Bewertung der Anlage durch den Bremerhavener Kunstverein, der die Schöpfung der Thieles als Kitsch einstufte und letztlich so die Stadt dazu veranlasste, den Ankauf abzulehnen. Stattdessen erwarb 1954 der Bauunternehmer Heinrich Kistner als Mäzen das Gelände und räumte den Thieles eine Leibrente ein. Der Garten wurde nun dauerhaft der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und um ein Vielfaches auf 19.000 m² erweitert. An einigen Sommertagen spazierten bis zu 2000 Besucher durch den Bildgarten; zudem gab es ein reges Veranstaltungsprogramm.

Der 1952 hinzugekommene Teil des Gartens ist anders als der ursprüngliche Skulpturengarten mehr auf eine öffentliche Nutzung hin angelegt worden. Die Arbeiten der Thieles mit Unterstützung des Bauunternehmers Kistner dauerten bis in die späten 1960er Jahre an. Die Grenze zum alten Parkteil markiert die Pergola

mit der Terrasse, wo schon in den 1950er Jahren Gäste an den Wochenenden mit Kaffee und Kuchen bewirtet werden konnten; der Pavillon an dieser Stelle wurde jedoch erst 1990 errichtet. Die gärtnerische Gestaltung in diesem Teil ist deutlich großzügiger. Um einen großen und zwei kleinere Teiche führt ein geschwungener Rundweg durch ein mit dem Aushub der Teiche abwechslungsreich modelliertes Gelände. Ein kahler Felsen aus Findlingen und Beton, scherzhaft »Thiele-Massiv« genannt, zwei Brücken und verschiedene Bänke gliedern die Gartenlandschaft. Natürliche Verwilderungs- und Verjüngungsprozesse haben das ursprüngliche Bild verändert – so ist beispielsweise das »Thiele-Massiv« heute bewachsen –, ohne dass das stimmungsvolle Gesamtbild dadurch beeinträchtigt worden ist. In die Vegetation ist eine Vielzahl exotischer Gehölze integriert. Das botanische Prachtstück ist dabei sicherlich der chinesische Taschentuchbaum (*Davidia involucrata*) an der Cafétterrasse.

Nach dem Tod der Brüder Thiele (1968 und 1969) schloss Grete Thiele 1971 den Garten und das Café; die Attraktivität hatte zu diesem Zeitpunkt bereits nachgelassen und der Vandalismus überhandgenommen. 1985 erwarb die Stadt Bremerhaven das Anwesen. Das Gartenbauamt, seither verantwortlich für die Pflege der Anlagen und Skulpturen, arbeitet mit dem 1987 gegründeten Förderverein Thieles Garten e.V. zusammen, der die Erhaltung und Bewahrung des künstlerischen Erbes der Thieles zum Ziel hat.

Literatur

- Willy Wolff, Thieles Park. Natur und Kunst am Rande der Seestadt Bremerhaven, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern 65 (1986), S. 249–264
- Ulrike Breudel, Thieles Garten. Eine ideengeschichtliche Betrachtung, Diplomarbeit am Fachbereich 14 – Landschaftsentwicklung – der Technischen Universität Berlin, Berlin 1993

Gudrun Spengler

Vom Ende der Torsperre bis zum Kampf um die »Mozarttrasse«: die Entwicklung der Östlichen Vorstadt

Die Entwicklung der Östlichen Vorstadt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

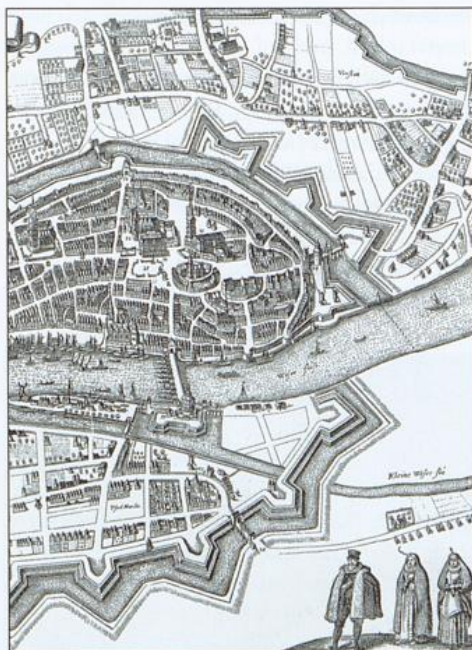
Der folgende Beitrag erläutert die Geschichte und den städtebaulichen Werdegang der Östlichen Vorstadt, insbesondere des Ostertorviertels, in Bremen meist nur ebenso knapp wie hervorhebend als das »Viertel« bezeichnet. Die Östliche Vorstadt entstand in wesentlichen Teilen ab Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihr Erscheinungsbild hat sich seither nur wenig verändert. Ihre Entstehung ist eng verknüpft mit der ersten städtebaulichen Erweiterung Bremens, die sich über die zu den Wallpromenaden umgestaltete ehemalige Stadtbefestigung hinaus in die Ostertorsvorstadt ausbreitete.

Die um 1500 angelegte mittelalterliche Stadtmauer, die die Altstadt umschloss, war in ihrer Funktion im Verlauf des 17. Jahrhunderts durch die Anlage einer Bastionärbefestigung ersetzt worden, wobei auch die gesamte Neustadt mit einbezogen wurde. Im Jahr 1802 fasste der Bremer Rat im Vertrauen auf die Neutralität und Unabhängigkeit der Stadt den Beschluss, die schon lange vernachlässigte und militärisch nicht mehr zeitgemäße Stadtbefestigung planmäßig aufzugeben und sie in Grünanlagen umzugestalten. Schon 1803 wurde zügig mit der Umsetzung begonnen, und 1809 waren die Arbeiten im Wesentlichen beendet. Als im Freiheitskrieg 1813–1815 Bremen durch russische und deutsche Truppen von den Franzosen befreit wurde, hatte die Stadt schon weitgehend ihren Festungscharakter verloren, nur die Bastionen am Ostertor standen noch.

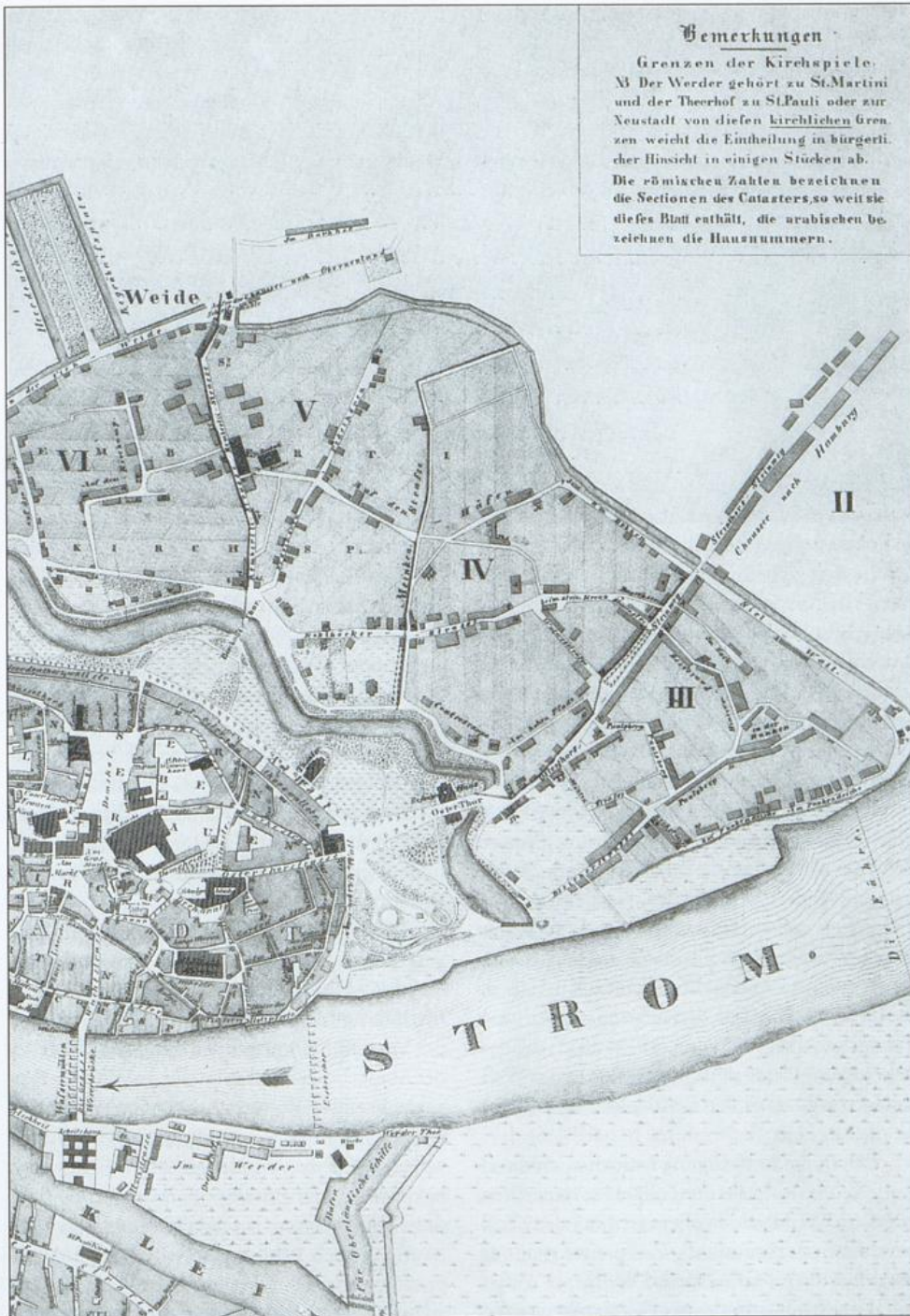
Unmittelbar an die damaligen Befestigungsanlagen grenzte in östlicher Richtung die Ostertorsvorstadt. Sie wurde durch den Dobbengra-

ben begrenzt, einen ursprünglich von der Weser abzweigenden Wasserlauf. Entlang des Dobbengrabens war eine sogenannte Landwehr angelegt. Sie bildete im Osten mit Gräben und Türmen die erste Verteidigungslinie vor den Mauern Bremens. Dort, wo der Ostertorsteinweg, die alte aus der Stadt nach Osten herausführende Heerstraße nach Hamburg und Hannover, mit einer steinernen Brücke über den Dobbengraben führte, errichtete man einen Steinturm, das sogenannte »Steintor«.

Jenseits der durch den Dobbengraben gebildeten Grenze dehnte sich die Östliche Vor-



Stadtplan von Matthäus Merian, 1641, zeigt die damalige Vorstadt bis zum befestigten Dobbengraben (Ausschnitt)



G. Hunckel, Stadtgrundriss mit den Wallanlagen, 1837 (Ausschnitt)

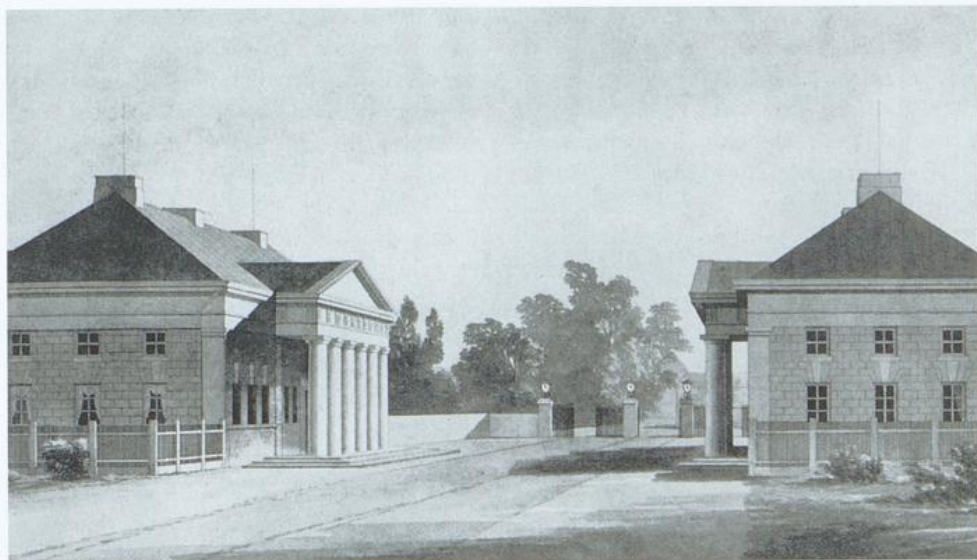
stadt mit dem »Pagentornerland«, welches sich bis zum heutigen Bürgerpark erstreckte, der »Wisch«, dem »Hollerland« und der »Paulinermarsch« weiter in östliche Richtung aus. Hier war einst ein sumpfiges und mooriges, mit vielen Wasserarmen durchzogenes Land. Zwecks Erweiterung des bremischen Landgebietes wurde diese Gegend durch Entwässerungsmaßnahmen, wie das Anlegen von Sielen und Deichen, kolonisiert. Der überwiegende Teil der Östlichen Vorstadt wurde damals landwirtschaftlich genutzt. Eigentümer der Feldmark waren Bauern. Sie bildeten die Gemeinschaft der »Pagentorner Bauernschaft«. Das Gebiet bis zum Dobbengraben wurde hauptsächlich durch die sogenannten »Kohlhöker« zum Gemüseanbau genutzt. Hier standen in lockerer Aufreihung eine Vielzahl von Bauernhäusern, teilweise noch strohgedeckt, aber auch vereinzelt eingeschossige giebelständige Steinhäuser. Benannt nach den ursprünglichen Bewohnern, wurde hier später die Kohlhökerstraße angelegt.

Wie schon eingangs erwähnt, wurde 1802 vom Bremer Rat der Beschluss gefasst, die Befestigungsanlagen der Stadt aufzugeben. Für die Umgestaltung der Anlagen bildete der Rat eine Deputation, die als Sachverständigen den oldenburgischen Hofgärtner Christian Ludwig Bosse (1771 - 1832) hinzuzog. Seinen Empfehlungen folgend, entschloss man sich zu einer Gestaltung im landschaftlichen Stil. Nach seinen Vorstellungen sollte der Stadtgraben »... zu einem weich schlängelnden Fluss werden, dessen Ufer zueinander stehende schöne Landschaften ergeben«. Ab 1803 prägte der Gartengestalter Isaak Hermann Albert Altmann (1777 - 1837) die entscheidende Phase der Umgestaltung der Wallanlagen (vgl. dazu den Beitrag von Rolf Kirsch in diesem Heft, S. 36 - 43).

Durch die Entfestigung wurden auch die alten Festungstore, die die Zollgrenze darstellten, beseitigt. Weil Bremen aber erst 1888 dem Zollverein beitrug, konnte die Zollgrenze nicht ersatzlos aufgegeben werden. Die Bürger sollten auch weiterhin gegen einen »Wegezoll« tagsüber die Stadtgrenze passieren können und die Stadt auch zukünftig des Nachts verschlossen blei-

ben. Deshalb mussten für diese Zwecke Ersatzbauten errichtet werden. An den Stellen, wo vorher Festungstore den Einlass zwischen der Altstadt und den Vorstädten markierten, wurden nach und nach sogenannte Torhäuser als Wach- und Akzisehäuser gebaut. Den Anfang machte 1806 das Wachhaus am Ansgaritor. Weitere, auch in der Neustadt, wie 1819 das Buntentorwachhaus und 1826 das Hohentorwachhaus, folgten. Die im Stil des Klassizismus gestalteten Gebäude wurden überwiegend paarweise, einander gegenüberstehend, errichtet. In einem der Gebäude wurde auch jeweils die Wohnung des Akziseisters untergebracht. Die Wachhäuser wurden mit stadtauswärts gelegenen eisernen Toranlagen, die bei Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, ergänzt. Ein besonders anschauliches Beispiel sind die beiden Ostertorwachhäuser. Sie wurden 1825 nach Entwürfen von Baudirektor Friedrich Moritz Stamm (1794 - 1843) erbaut. Das südlich gelegene Haus enthielt neben der Wohnung des Akziseisters auch noch Wohnungen von Wachtmeistern, die im gegenüberliegenden, in seinem hinteren Teil als Gefängnis (»Detentionshaus«) ausgebauten Gebäude Dienst taten. Die beiden spiegelgleichen Fassaden waren repräsentativ im klassizistischen Stil gestaltet. Im Erdgeschoss wurden die mittleren Fensterachsen mit einem fünfachsigen, von einem Dreiecksgiebel bekrönten Portikus betont.

Nachdem die Befestigungsanlagen ab 1802 aufgegeben worden waren, zog es viele Bürger, die bislang ihren Wohnsitz in der eng bebauten Altstadt hatten, in die Vorstadt. Die Bewohner der Vorstädte unterstanden zwar den Gesetzen der Stadt, besaßen aber nicht das Bremer Bürgerrecht. Deshalb war es nicht für alle Bürger interessant, ihren Wohnsitz in die Vorstadt zu verlegen. Diejenigen, die ein öffentliches Amt bekleideten, das mit der Stadtverwaltung oder der Gesetzgebung zusammenhing, waren gezwungen, auch weiterhin innerhalb der Altstadtgrenzen zu wohnen, wenn sie nicht auf ihre Privilegien verzichten wollten. Auch einige Zünfte untersagten ihren Mitgliedern, sich in der Vorstadt bei den Kohlhökern und Bauern anzu-



Ostertorwachhäuser, 1825, Friedrich Moritz Stamm

siedeln. Aber viele »unabhängige« Bürger zog es trotzdem in die noch ländliche Umgebung außerhalb der Altstadtgrenzen. Auch ließen sich viele der in der Altstadt ansässigen wohlhabenden Bürger, denen es aufgrund ihrer politischen Ämter oder gesellschaftlichen Stellung untersagt war, in der Vorstadt zu wohnen, am stadtauswärts liegenden Ufer des Stadtgrabens, der Contrescarpe, Sommerhäuser bauen, um zumindest zeitweise der Enge der Altstadtbebauung entfliehen zu können.

Die Entwicklung der Ostertorsvorstadt nach Aufgabe der Torsperre

Die eigentliche Entwicklung der Ostertorsvorstadt begann jedoch nach 1848, als die Torsperre aufgehoben wurde und damit auch die Bewohner der Vorstädte den Altstadtbewohnern staatsrechtlich gleichgestellt wurden. Es wurde nun auch für die Bürger, die bislang aus Gründen der »Staatsräson« nicht in der Vorstadt wohnen konnten, attraktiv, hier ihre Wohnhäuser zu errichten. Sieh hier in noch weitgehend ländlicher Umgebung ein Wohnhaus mit eigenem

Garten zu errichten, ermöglichte ein angenehmeres Wohnen im Gegensatz zu der eng und hoch bebauten Altstadt. Nun konnten sich die Wohnstraßen und die Wohnhausbebauung über den Stadtgraben hinaus in die Vorstadt entwickeln. Wohlhabende Stadtbürger, hauptsächlich Kaufleute, verlegten ihren Familienwohnsitz in dieses neue, zur Bebauung anstehende Terrain am Rande der Altstadt und hatten so stadtnah einen repräsentativen Wohnsitz im Grünen. In dieser Zeit entstanden entlang des Straßenzuges Contrescarpe stattliche Wohnhäuser von Konsuln, Kaufleuten, Schiffsagenten und anderen zu Wohlstand gekommenen Bevölkerungsgruppen. Nachdem sogar Bürgermeister Smidt, als erstes Mitglied des Bürgerkonvents, es wagte, seinen ständigen Wohnsitz in die Vorstadt zu verlegen, folgten immer mehr Bürger seinem Beispiel.

Teilweise erweiterten auch die wohlhabenden Bürger der Stadt ihre Sommerhäuser in der ländlichen Umgebung außerhalb der Stadtgrenze, die bis dahin nicht für den dauernden Aufenthalt vorgesehen waren, für den Zweck des ganzjährigen Wohnens. Aus den ehemals oft nur eingeschossigen Häusern wurden so durch

An- und Aufbauten repräsentative Villen. Als Beispiel sei hier das Sommerhaus Contrescarpe 22 genannt. Auf einem großen Gartengrundstück, direkt an den Wallanlagen gelegen, erbaute 1822 der Architekt und Zimmermeister Jacob Ephraim Polzin (1778–1851) für den Kaufmann und Konsul Stephan Lürmann dieses eingeschossige Gebäude im klassizistischen Stil. In der Mitte wurde es durch einen Portikus über vier Säulen und mit einem Dreiecksgiebel als oberem Abschluss betont. Hinter dem Portikus lag ein Gartensaal. Über eine vorgelagerte Freitreppe mit sechs Stufen war ein direkter Zugang in die umgebende Gartenanlage möglich. Die beiden seitlich angeordneten Fenster mit ihren tiefen Brüstungen ermöglichten, ebenso wie die Fenstertüren des Gartensaales, den direkten Blick in das vom Stadtgraben heranreichende Grün. Der Grundriss des Gebäudes war streng symmetrisch angelegt. Um den zentralen Gartensaal reihten sich gleichmäßig die wenigen Räume, die für einen zeitlich begrenzten Aufenthalt im Sommer notwendig waren.

Nachdem es durch die Aufhebung der Torsperre modern geworden war, am Stadtgraben mit den schönen Wallanlagen nicht nur die Sommertage zu verbringen, sondern überhaupt dort zu wohnen, beauftragte 1866 der Konsul Johannes Theodor Lürmann den Architekten Heinrich Müller (1819–1890), dieses bislang nur als Sommerhaus genutzte Gebäude zum ganzjährig zu nutzenden Wohnhaus umzubauen. Der mittlere Teil des Gebäudes mit dem Portikus und den beiden seitlichen Fensterachsen blieb erhalten. Um die zusätzlich benötigte Wohnfläche zu schaffen, wurde der Grundriss zu beiden Seiten und an der Rückfront des Gebäudes erweitert und das Haus um ein zweites Geschoss aufgestockt. Durch diese bauliche Erweiterung entstand eine repräsentative Villa, wie sie in ähnlicher Form in dieser Zeit im Verlauf der Contrescarpe und auch am Osterdeich vielfach gebaut wurde.

Mit Aufhebung der Torsperre wurden fast gleichzeitig auch große Teile des Landgebietes mit der Vorstadt vereinigt. Dies bedeutete eine



Contrescarpe 22, Sommerhaus von Konsul Lürmann, Architekt: J. E. Polzin, 1822



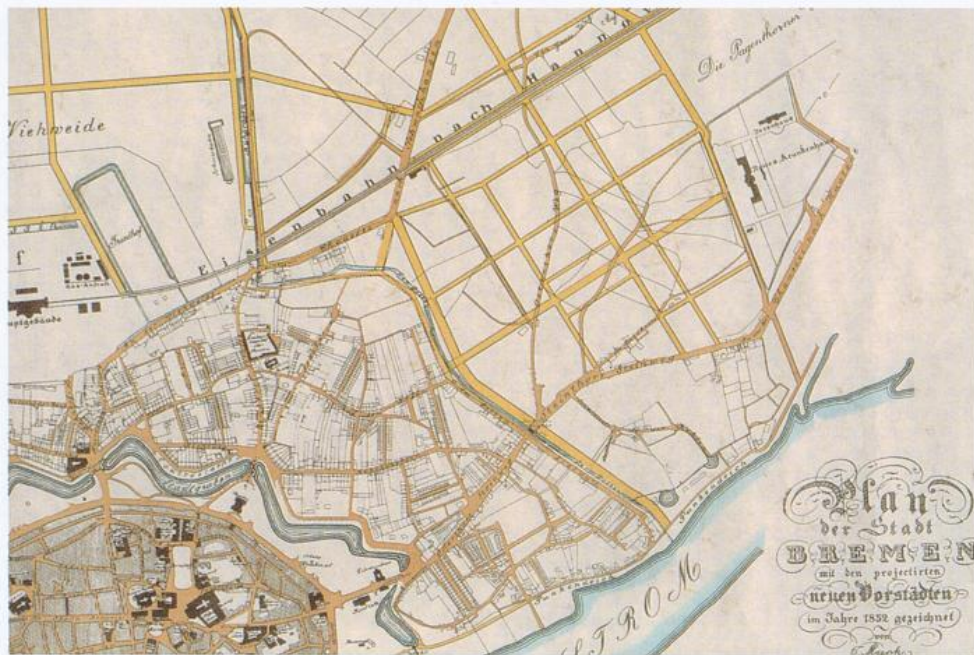
Sommerhaus Contrescarpe 22, 1866 erweitert durch den Architekten Heinrich Müller

Vergrößerung des Stadtgebietes um ein Vielfaches. Damit waren in den Jahren 1848/51 die formalen Bestimmungen, die bis dahin eine zügige Bebauung der Vorstadt verhindert hatten, fortgefallen. Dieses Areal wurde im Norden durch die geplanten Bauvorhaben der Eisenbahnlinie Bremen-Hannover, im Osten durch die Krankenanstalten und im Süden durch den Osterdeich begrenzt. Nun konnten sich die Wohnstraßen über den Stadtgraben hinaus in die Östliche Vorstadt entwickeln. Zunächst erfolgte die Wohnbebauung entlang der vorhandenen Straßen.

In wenigen Jahren wandelte sich das bis dahin noch ländliche Gebiet der Kohlhöker und Bauern in eine dicht bebaute Vorstadt. In rascher Folge entstanden nun bis zum Dobben neue Straßen. Einige der ersten Straßen, die in der nun gleichberechtigten Vorstadt realisiert wurden, waren 1850 die Adler-, Bischoff- und Vasmerstraße. Ein Jahr später folgten die Alexander- und Rutenstraße und 1852–1853 die Auwig-, Mittel-, Mozart- und Charlottenstraße. Die bis dahin überwiegend lockere Bebauung

mit Bauernhäusern musste dem Bau von Reihenhäusern weichen. Sie erfolgte immer nach dem gleichen Prinzip: Maurer- oder Zimmermeister kauften mehrere Grundstücke und stellten einen Antrag auf Genehmigung zur Anlage einer Straße bei der Stadt. Gemäß der Bauordnung von 1847 erhob diese vorab die Kosten für die Herstellung und ließ durch die »Bepflasterungsdeputation« die Straße anlegen. Die neuen Straßen hatten überwiegend einen geraden Verlauf, sodass eine sparsame und wirtschaftliche Bebauung mit Reihenhäusern erfolgen konnte. Durch den Verzicht auf Abstandsflächen zwischen den Häusern konnten die Grundstücke optimal ausgenutzt werden. Ohne eine verbindliche städtebauliche Gesamtplanung entstanden nach diesem Muster Blockstrukturen mit ziemlich engem Straßenraster. Vorgärten gab es nur in besseren Gegenden, dort, wo die Unternehmer glaubten, größere Häuser mit Gewinn verkaufen zu können.

Die Öffnung der Stadtgrenze veränderte die Bevölkerungsstruktur in der Vorstadt nachhaltig. In der Östlichen Vorstadt, die seit Genera-



Muck, »Plan der Stadt Bremen mit den projectirten neuen Vorstädten«, 1852 (Ausschnitt), gibt sogenannten Schröder-Plan wieder

tionen überwiegend landwirtschaftlich genutzt worden war, konnte die Bebauung mit Reihenhäusern nur erfolgen, nachdem man die ländliche Bevölkerung aus ihren Häusern verdrängt und die darauf befindlichen Gebäude abgerissen hatte. Auf ehemals landwirtschaftlich genutzten Flächen, wie zum Beispiel im Umkreis der Kohlhöckerstraße, entstanden auch Straßenzüge mit repräsentativen Häusern.

Mit dieser Art der Bebauung entwickelte sich der Bautyp des sogenannten Bremer Hauses, bei dem es sich im Prinzip um ein traufständiges Reihnhaus unterschiedlicher Größe handelt (zum »Bremer Haus« vgl. den Beitrag von Axel Vos in »Denkmalpflege in Bremen«, Heft 5, 2008, S. 42–51). Überwiegend war die Fassade in der Breite mit drei Fensterachsen aufgeteilt; die Haustür wurde meist links oder rechts neben zwei Fenstern angeordnet. Die Geschossigkeit variierte zwischen ein und zwei Obergeschossen, die auf dem für Bremen typischen Souterraingeschoss (Kellergeschoss) und

dem Hochparterre, das über eine vorgelagerte Eingangstreppe erschlossen wurde, aufsaßen. Abweichend davon gab es den kleinen zweiaxigen Typ des »Bremer Hauses« mit nur einem ebenerdigen Geschoss und den repräsentativeren Typ mit der mittigen Eingangsachse, der in Anlehnung an freistehende Gebäude vereinzelt mit einem Walmdach versehen war.

Die Stadterweiterung östlich des Dobbengrabens

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren neue Straßenzüge ohne städtebauliche Planung und ohne größere staatliche Auflagen entstanden. In der Bauordnung von 1847 war lediglich festgelegt, dass Wohngebäude nur an befahrbaren Straßen gebaut werden durften. Mietwohnungen in Hintergebäuden waren ebenso wie das Bauen an Gängen und Höfen nicht gestattet. Wenn es eine Straße noch nicht gab, musste

sie auf Kosten des Bauunternehmers angelegt werden.

Nachdem sich die Einwohnerzahl Bremens durch Geburtenüberschuss und Wanderungsbewegungen sowie den Bau der Bahnlinie und des Bahnhofs und die zu erwartende rege Verkehrsentwicklung drastisch erhöht hatte, musste ausreichender Wohnraum geschaffen werden. Bislang erfolgte die Anlage der Straßen ziemlich planlos. Vorhandene Feld- und Gartenwege wurden zu Straßen erweitert, größere Grundstücke nach Belieben und finanziellem Interesse der Bauunternehmer mit Gebäuden bebaut. Zukünftig sollte die notwendige Bautätigkeit mittels staatlicher Vorgaben geplant und gesteuert werden. Eine im Juni 1852 eingesetzte »Deputation zur Revision der Bauordnung« sollte über die zukünftige Bebauung in den

1849 eingemeindeten Gebieten berichten und einen Straßenplan dieser Gebiete östlich vom Dobbengraben vorlegen. Baudirektor Alexander Schröder wurde beauftragt, einen solchen Plan zu entwickeln.

Der von Schröder vorgelegte Plan ist ein erster Versuch, die Bautätigkeit in Bremen durch staatliche Vorgaben zu reglementieren. Es sollten jetzt auch verstärkt Gesichtspunkte der Verkehrsführung beachtet werden. Es entstand ein großzügiger Stadterweiterungsplan, der sogenannte Schröder-Plan. Weil Schröder von einer erheblichen Ausdehnung Bremens ausging, plante er nicht nur für die im Moment neu entstehenden Stadtteile der Östlichen Vorstadt, sondern befasste sich auch mit den bestehenden älteren Vorstadtbereichen. Der Plan orientierte sich mit seiner Ausdehnung an der vom



H. Francke, Plan der Freien Hansestadt Bremen 1884 (Ausschnitt)

Dobbengraben in östliche Richtung verlaufenden Humboldtstraße. Von dieser Straße sollte ein in geraden und rechtwinklig dazu verlaufenden Achsen angelegtes Straßen- und Wegenetz bis an die St.-Jürgen-Straße heranführen. Auf beiden Seiten des Dobbengrabens sollten Alleen verlaufen, an die die neuen Stadtteile angrenzten. Der »Schröder-Plan« wurde beschlossen und zur Grundlage der zukünftigen Bebauung dieses Gebietes gemacht. Bei der Umsetzung wurden jedoch im Laufe der Jahre einige Änderungen vorgenommen. Für die großzügige Marktplatzgestaltung an der Humboldtstraße zwischen Wieland- und Horner Straße fehlte eine gemeinnützige oder rentable Verwendung, sodass die Planung zugunsten der Möglichkeit einer weiteren Bebauung dieser Fläche aufgegeben wurde. Nebenstraßen wurden in ihrem Querschnitt reduziert, und die geplanten großzügigen Alleen am Dobbengraben entfielen ganz, als dieser 1861 zugeschüttet wurde, um auch hier noch Bebauungsmöglichkeiten zu schaffen.

Bis dahin endete die städtische Bebauung am Dobbengraben. Nachdem die Humboldtstraße als Haupteinfahrt und in südlicher Richtung der Osterdeich bis zur Lüneburger Straße angelegt waren, erfolgte auch in diesem Bereich die Bebauung mit »Bremer Häusern«. Durch die Anlage der Humboldtstraße war nun auch eine bessere Erreichbarkeit des 1849 - 1851 nach Entwurf von Schröder erbauten »Großen Krankenhauses« an der St.-Jürgen-Straße gegeben. Das Gelände hatte Bremen von den Pagentorner Bauern auf dem Tauschwege erworben. Im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts sollten zahlreiche weitere Bauten hinzukommen, die das Areal bis zum heutigen Klinikum Mitte fortentwickelten.

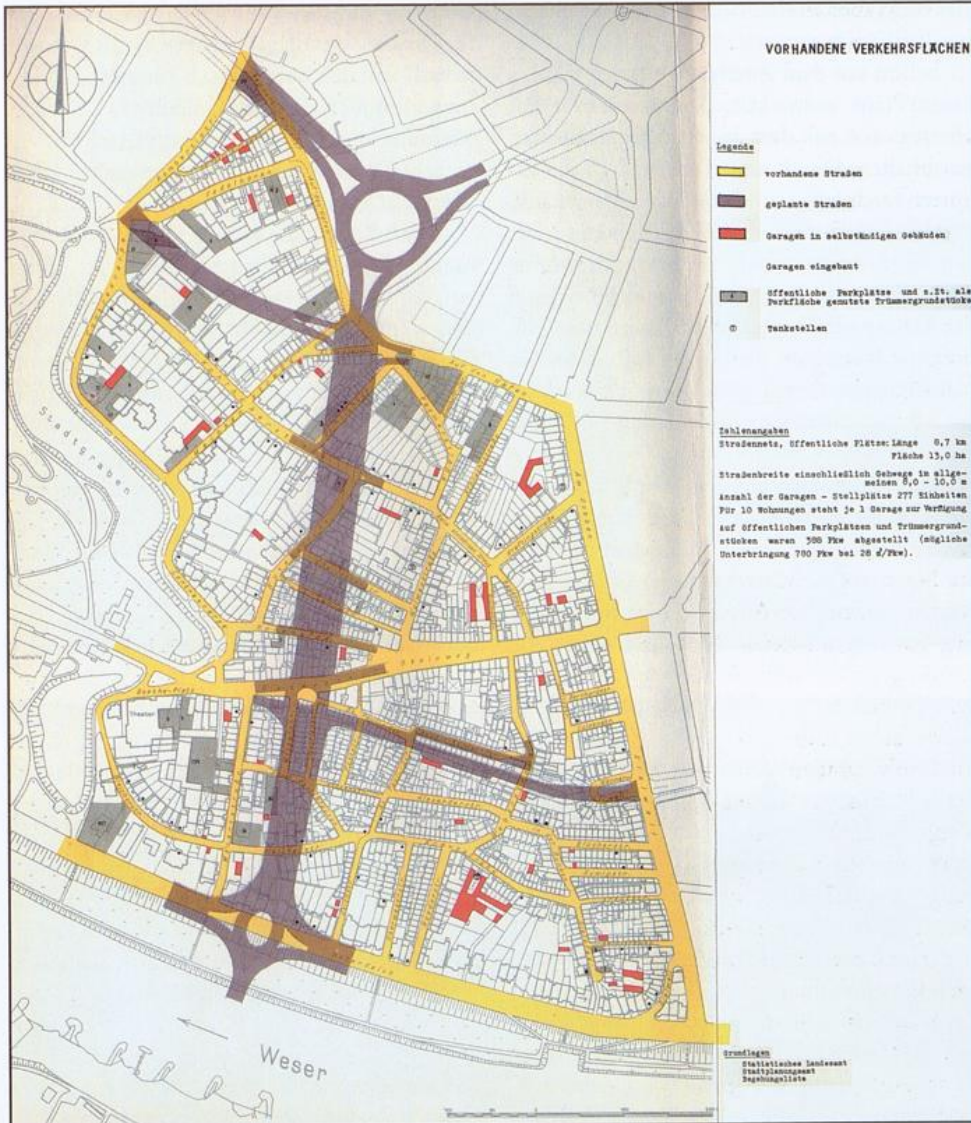
Um 1875 kam der Wohnungsbau für ein Jahrzehnt zum Erliegen. Trotz der drohenden Wirtschaftskrise hatten viele Bauunternehmer noch »flott drauflos« gebaut und konnten für ihre Häuser nun keine Käufer mehr finden. Gegen Ende der achtziger Jahre belebte sich der Wohnungsmarkt langsam wieder. Die Östliche Vorstadt erfuhr eine weitere Erweiterung. Zwi-

schen der Haupteinfahrt der Hamburger Straße und der Verlängerung des Osterdeichs quer durch die Pauliner Marsch reichte nun ein Straßennetz bis zur Stader Straße und erschloss neues Bauland.

Mit zunehmender Bebauung kam es zu Problemen bei der Ausnutzung der Grundstücke. Immer mehr Eigentümer nutzten die Freiflächen auf ihren Grundstücken, um sich mit Gewerbe- und Handwerksbetrieben dort anzusiedeln. Durch den Bau von Werkstatt- und Produktionsgebäuden in den Gärten der Blockinnenbereiche entstand eine Verdichtung mit Gebäuden, die die Wohnqualität der Quartiere stark beeinträchtigte. Diese Entwicklung führte zu einem stetigen Ansehensverlust der Östlichen Vorstadt. Es gab bislang in der Bauordnung keine Vorschriften darüber, wie mit der Ansiedelung von Gewerbe auf den Freiflächen umgegangen werden sollte. Erst in einem 1900 vorgelegten Entwurf zu einer neuen Bauordnung gab es Aussagen zu einer Trennung von Gewerbe- und Wohnnutzung. Aber erst 1906 folgte dann die erste »Staffelbauordnung«, die eine zulässige Geschossigkeit der Gebäude festsetzte, Betriebe in Gewerbeklassen einteilte und festlegte, welche Gewerbeklassen in den Wohngebieten zulässig waren. Industrie war zwar ausgeschlossen, aber es konnten sich Betriebe wie zum Beispiel Tischlereien, Metallwerkstätten, Bauhöfe, Steinmetzbetriebe, Holz- und Kohlenlager und Wirtschaften mit Vergnügungssälen niederlassen.

Trassenkampf und Widerstand

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg setzte ein heftiger Strukturwandel in der Östlichen Vorstadt ein. Die Verdichtung in den Wohnquartieren durch Gewerbetreibende, der zunehmende Verkehr in den engen Straßen und die fehlenden überregionalen Verkehrsführungen führten dazu, dass von staatlicher Seite Überlegungen zur Verbesserung der Wohnverhältnisse angestellt wurden. Insbesondere in der Ostertorsvorstadt, wo nach der Aufgabe der Tor-



Verkehrsflächenplan von 1964, der den Flächenanspruch für die festgesetzten Straße besonders deutlich macht

sperrte 1848 die Straßen noch ohne staatliche Reglementierung und stadtplanerische Grundsätze, nur nach den wirtschaftlichen Interessen der Bauunternehmer, angelegt wurden, kam es zu erheblichen städtebaulichen Problemen. Als Hauptübel dieser negativen Entwicklung wurde die starke Zunahme des motorisierten Straßen-

verkehrs gesehen. Eine Verbreiterung und Begrünung der Straßenzüge war jedoch aufgrund der dafür fehlenden Freiflächen nicht möglich. Diejenigen, die es sich leisten konnten, zogen in bessere Wohnviertel mit mehr Freiraum und Grün; Villen am Osterdeich wurden zu Büro- und Verwaltungsgebäuden umgebaut, und im-

mer mehr Einfamilienhäuser wurden als Mehrfamilienhäuser genutzt.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wurden daher Pläne entwickelt, den Straßenverkehr überregional aus dem Innenstadtbereich herauszuhalten. Durch neue Fernstraßen, die das innere Stadtgebiet und die Wallanlagen umschlossen, und zwei neue Weserbrücken sollte eine Entlastung vom Verkehr herbeigeführt werden. Eine der Brücken sollte in der Gegend der Mozartstraße die Weser überqueren, von dort zur Straße Auf den Häfen führen und in den Breitenweg einmünden. Die Verbindung nach Schwachhausen sollte über einen Durchbruch zwischen Fedelhöfen und der früheren Wilhelmstraße erfolgen. An der Schnittstelle dieser Straßenverbindungen sollte der »Rembertikreisel« entstehen. Der Brückenbau in Höhe der Mozartstraße hätte zur Folge gehabt, dass eine Trasse vom Osterdeich bis zum Dobbenweg geschlagen worden wäre und damit das

Ostertor- und Rembertiviertel zerschnitten hätte. Dieses Zerschlagen ganzer Stadtteile wäre jedoch von den baupolitisch Verantwortlichen hingenommen worden, handelte es sich ihrer Meinung nach doch um Stadtviertel, die aus verkehrstechnischen und städtebaulichen Gründen nicht erhaltenswert waren.

Nach Kriegsende wurden die bisherigen Planungen dieser sogenannten Osttangente wieder aufgegriffen. Der Durchbruch in Höhe der Mozartstraße ging als »Mozarttrasse« in die weiteren stadt- und verkehrsplanerischen Überlegungen ein. Die rechtliche Grundlage für die Durchführung der Planung wurde im Jahre 1959 mit dem Beschluss der Bebauungspläne 418 und 419 geschaffen. Unmittelbar danach begann das große Abräumen der Gebäude, um die benötigten Freiflächen für das Vorhaben sicherzustellen, obwohl der Gebäudebestand in dieser Gegend nur sehr geringe Kriegsschäden aufwies. Im Bereich des zukünftigen Remberti-



Durchbruch zum Dobben zwischen Meinkenstraße (links) und Wilhelmstraße, 1967



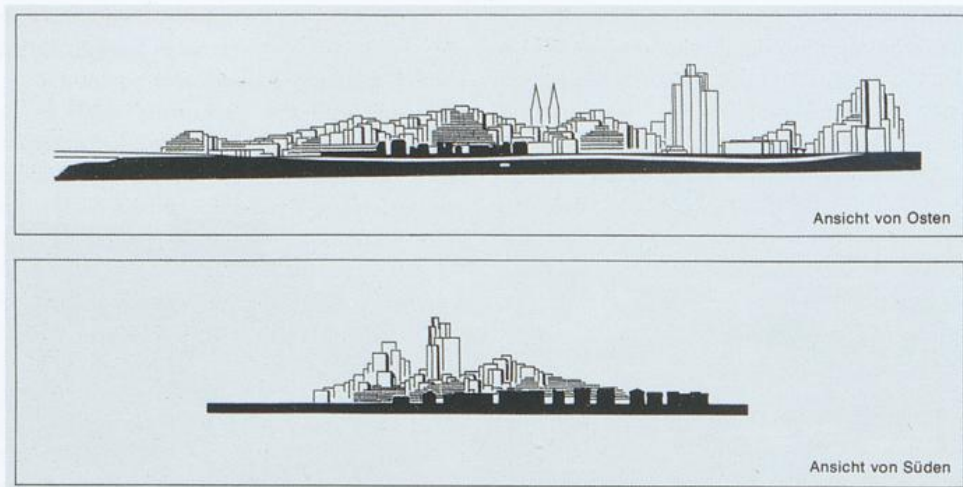
Der freigeräumte Rembertikreisel vor den Resten der Wilhelmstraße, 1967

kreisels wurde zügig damit begonnen, ganze Straßenzüge, wie die Wilhelmstraße, Teile der Meinkenstraße, der Sonnenstraße und der Bohnenstraße, dem Erdboden gleichzumachen.

Nach dem Kriege war für die Grundstücke, die im Planungsbereich der Trasse lagen, von staatlicher Seite eine Veränderungssperre verfügt worden. Den Eigentümern war durch Eintrag im Grundbuch untersagt worden, Investitionen an ihren Häusern zu tätigen, weil dieses eine Wertsteigerung bedeutet hätte, die im Falle eines Erwerbes durch die Stadt hätte ausgeglichen werden müssen. Das hatte dazu geführt, dass die Eigentümer notwendige Instandsetzungsmaßnahmen an ihren Häusern nicht mehr durchführten und dadurch ein baulicher Verfall der Gebäude einsetzte. Nur reine Reparaturarbeiten als Folge von Kriegsschäden wurden auf Antrag von der Stadt genehmigt.

Mit den grundsätzlichen Überlegungen zur Verkehrsplanung entstand auch die Vorstellung, eine städtebauliche Neuordnung des Gebietes zu betreiben. Nach entsprechender Bodenneu-

ordnung sollte die Erneuerung des Wohnviertels als Flächensanierung mit verdichteter großflächiger Stockwerkbauung erfolgen. Die zur Ostbrücke führende Mozarttrasse war als Hochstraße mit beidseitiger Bebauung vorgesehen. Das rief nun vermehrt auch private Baugesellschaften auf den Plan. Sie kauften die weitgehend in Privatbesitz befindlichen bebauten Grundstücke, die nicht für die Verkehrsplanung benötigt wurden, zum Zwecke des Gebäudeabbruchs und einer anschließenden lukrativen Neubebauung auf. Oft wurden ganze Gruppen von Häusern von den Gesellschaften erworben. Viele Eigentümer verkauften ihre Immobilien, weil sie befürchteten, dass ihre Häuser, die mittlerweile schon durch unterlassene Modernisierungsarbeiten erheblich an Wert verloren hatten, in Zukunft einen weiteren Wertverlust erfahren würden. Es setzte eine Abwanderung der alteingesessenen »Viertel«-Bewohner ein. Viele der von der Stadt oder den privaten Wohnungsbaugesellschaften aufgekauften Häuser standen anschließend leer oder wur-



Gestaltungsvorschlag einer Neubebauung vom Städtebauinstitut Nürnberg (SIN), 1972

den bis zum Abbruch an sozial Schwache und studentische Wohngemeinschaften auf Zeit vermietet. Der stetige Verfall des »Viertels« schritt rapide voran und war nicht mehr zu übersehen. In den Jahren um 1960 ergab sich eine Abnahme der Belegungsdichte der Häuser, was zu einer gleichzeitigen Überalterung der Bevölkerung in diesem Gebiet führte. Die Einwohnerzahl reduzierte sich von ca. 12.000 auf ca. 8.000 Einwohner.

Im Jahre 1976 wurde das Städtebauinstitut Nürnberg (SIN) von der Stadt mit einer Strukturuntersuchung beauftragt, die zur »Vorbereitung der Sanierung des Ostertorgebietes« die Notwendigkeit von Sanierungsmaßnahmen begründen sollte. Als Ergebnis der vorbereitenden Untersuchung wurde ein Konzept vorgelegt, das die Mozarttrasse als einen 120m breiten Tunnel mit einer bis zu 18-geschossigen Bebauung für 20.000 Menschen vorsah.

Zu diesem Zeitpunkt wurde im gesamten Untersuchungsbereich des Ostertor-/Rembertiviertels nicht ein einziges der vorhandenen Gebäude als erhaltenswert eingestuft. Weder das Rembertistift noch die großen Villen an der Contrescarpe und in der Kohlhöckerstraße noch eine der vielen Straßen mit den typischen »Bremer Häusern« erschienen schutzwürdig. Dazu

muss man wissen, dass das damalige Amt für Baudenkmalpflege zum Zuständigkeitsbereich des Bausenators gehörte, der die Flächensanierung und den Bau der Mozarttrasse betrieb. Als sich erster Widerstand der Bevölkerung gegen diese Pläne formierte, schaltete sich Ende der 1960er Jahre der »Arbeitskreis Ostertorsanierung« im Ortsverein Altstadt der Bremer SPD (AKO im OVA) mit einer Umfrage nach den Bedürfnissen der Bewohner des Ostertor-/Rembertiviertels in die Auseinandersetzung um die Sanierungsproblematik ein. Zu einem Zeitpunkt, als die »Ostertorschen« gerade den Abriss des südlichen Rembertiviertels für die Anlage des Rembertkreises erlebten, konnte das Ergebnis nur eindeutig ausfallen: Eine Flächensanierung und der Bau der Mozarttrasse, wie vom SIN vorgeschlagen, wurde von 95 % der Bevölkerung abgelehnt.

Nachdem dann 1971 der damalige Bausenator Seifritz ein Stadtentwicklungsprogramm vorgestellt hatte, das von einer Einwohnerzielzahl von 800.000 ausging und hinsichtlich des Schnellstraßennetzes an der bisherigen Planung festhielt, legte der AKO einen eigenen Sanierungsvorschlag vor und sagte somit der Flächensanierung den Kampf an. Als 1971 unter neuer Leitung des Denkmalamtes an einer Erweite-

zung der Denkmalliste gearbeitet wurde, sah der Arbeitskreis Ostertor (AOK) mit dem hinter ihm stehenden Beirat Mitte eine Möglichkeit, durch die Ausweitung der Liste die Erhaltung der bestehenden städtebaulichen Struktur und der Bausubstanz des bedrohten Ostertorviertels zu sichern. Erstmals wurden auch ganze Straßenzüge von »Bremer Häusern« für eine Unterschutzstellung vorgeschlagen. Musste früher immer jedes einzelne Gebäude einen individuellen Denkmalwert aufweisen, so hatten sich mittlerweile die Anforderungen geändert. Im Anhörungsverfahren wurde vom Stadtteilbeirat Mitte gefordert, zusätzlich zu den bereits vorgeschlagenen Objekten in der Östlichen Vorstadt weitere 48 Häuser und Hausgruppen mit 185 Einzelobjekten im Ostertor-/Rembertiviertel als schutzwürdig auszuweisen. Zu dieser Zeit setzte die öffentliche und fachliche Meinung als Mittel gegen maßlose Verkehrsplanungen und Flächensanierungen zunehmend auf den Denkmalschutz. Somit kam es, dass der Senat der erweiterten Denkmalliste zustimmte und

insgesamt 680 Objekte unter Denkmalschutz gestellt wurden.

Damit die Sanierung zügig begonnen werden konnte, beschloss die Bürgerschaft 1972, den engeren Bereich der Mozarttrasse als Sanierungsgebiet förmlich festzulegen und sechs angrenzende Teilbereiche zu Untersuchungsgebieten zu erklären. Die jahrelang ungeklärten Fragen des Wie und Wann der Sanierung und der Trassenplanung hatten die Bewohner verunsichert. Sie befürchteten nun die Flächensanierung und den Bau der Trasse mitten durch ihr Wohnviertel. Es formierte sich massiver Widerstand gegen diese Pläne. Auf einer vom Stadtteilbeirat einberufenen Einwohnerversammlung im Juli 1973 wurde eine Resolution verabschiedet, in der die Betroffenen die Bremische Bürgerschaft aufforderten, eine Flächensanierung zu verhindern und Pläne für eine behutsame Sanierung, die sich an der vorhandenen Baustruktur orientieren sollte, vorzulegen. Hochhäuser und flächendeckende Bauten sollten vermieden, der Durchgangsverkehr



Landwegviertel 1975. In der Mitte der zum Teil freigeräumte Trassenbereich



Vasmerviertel 1976

aus dem »Viertel« herausgenommen und die Planung der Mozarttrasse überprüft werden.

Die Sanierung wurde zunehmend zu einer Machtfrage zwischen Senat und Einwohnern, denen sich zwischenzeitlich auch andere Interessenverbände angeschlossen hatten. Die Politiker sahen sich wachsender Kritik ausgesetzt. Die Bauverwaltung legte überarbeitete Lösungen zur Trasse vor. Unter anderem sollte die Bevölkerung durch Pläne für neue Schulen, Kindertagesstätten und Sozialverträglichkeit bei der Sanierung von den Absichten der Planer überzeugt werden. Doch der Widerstand der Trassengegner konnte nicht gebrochen werden. Es folgten weitere Einwohnerversammlungen und Abstimmungen auf verschiedenen politischen Ebenen. Im Oktober 1973 gab es auf dem Parteitag des Unterbezirks der SPD einen mehrheitlichen Beschluss mit der Aussage, dass zukünftig »...keine neuen Trassen, in welcher Form auch immer, durch Wohn- und Erho-

lungsgebiete geführt werden dürfen«. Nur wenige Wochen später fasste die SPD-Bürgerschaftsfraktion am 3. 12. 1973 den Beschluss: »Die Mozarttrasse wird nicht gebaut.« Es hatte wohl nicht zuletzt die Kostensteigerung von über 50% auf 500 Millionen DM dazu beigetragen, dass die Fraktion sich von der umstrittenen Trassenplanung ohne Gesichterverlust verabschieden konnte.

Stadtreparatur

Im April 1974 wurde als Planungsgrundlage für eine Sanierung nach den »vorhandenen städtebaulichen Strukturen« der Planfeststellungsbeschluss für den Bebauungsplan 1500 aufgestellt. Dazu wurden ein Gestaltungs-, Nutzungs- und Verkehrskonzept entwickelt. Das Nutzungskonzept regelte das Nebeneinander von Wohnen und Arbeiten durch allgemeine Wohngebiete



Das Milchquartier, Neubauten beim Paulskloster, Vorderansicht

geht«. Als »Modell« wurde das »Milchquartier«, benannt nach einem Milchladen in der Straße Beim Paulskloster, ausgewählt. Das Gebiet wurde begrenzt von der Bleicherstraße, der Mozartstraße und der Straße Beim Paulskloster. Es wies die typische Blockstruktur mit unterschiedlicher Bebauung und eine für das gesamte Sanierungsgebiet annähernd repräsentative Sozialstruktur auf. Ein hoher Anteil der Grundstücksflächen war in städtischem Besitz, und es gab ausreichend Freiflächen, die für eine Neubebauung geeignet waren.

Außerdem lag das Milchquartier mitten auf dem Trassenbereich und war – der Bebauungsplan 418 von 1959 war immer noch geltendes Recht – als Straßenverkehrsfläche und nicht als Bauland ausgewiesen. Es gab also keinen gültigen Bebauungsplan, der die für eine Neubebauung erforderlichen Bauflächen auswies. Trotzdem wurde 1974 ein offener städtebaulicher Ideenwettbewerb ausgeschrieben. Es gingen 34 Wettbewerbsarbeiten ein. Das Preisgericht empfahl den mit dem 1. Preis ausgezeichneten Entwurf zur weiteren Überarbeitung. Es

setzte ein zweijähriger Planungsprozess ein. In öffentlichen Versammlungen mit dem Betroffenenbeirat, einer beim Sanierungsträger gegründeten Interessenvertretung, besetzt mit Eigentümern, Mietern, Pächtern und Arbeitnehmern sowie dem Stadtteilbeirat Mitte, wurde über die Art der Bebauung diskutiert und abschließend ein Gestaltungsvorschlag präsentiert. Während des Zustimmungsverfahrens zum Entwurf des Bebauungsplanes 1501 Milchquartier meldeten sich erneut Befürworter der Trassenplanung zu Wort, die einen »Tod der Mozarttrasse« immer noch nicht akzeptieren wollten. Durch Proteste verschiedener Institutionen, u. a. der Architekten- und Handelskammer, verzögerte sich der lang erwartete Baubeginn um ein weiteres Jahr. Nachdem die Änderung des Flächennutzungsplanes und die Zustimmung zum Bebauungsplan 1501 im Februar 1977 erfolgten, konnten endlich die Bauarbeiten beginnen. Große Erwartungen wurden von allen Beteiligten in die Neubebauung des Milchquartiers gesetzt. Als Mittel der Stadtreparatur sollten hier in größerem Umfang Baulücken mit Miet-



Das Milchquartier, Neubauten beim Paulskloster, Rückansicht

und Eigentumswohnungen sowie Reihenhäuser geschlossen werden.

Für die Durchführung mussten Bauträger gefunden werden. Der Betroffenenbeirat lehnte jedoch die Beteiligung großer Baugesellschaften ab. Doch die Stadt beauftragte trotz der Proteste die Nordwestdeutsche Siedlungsgesellschaft (NWDS) mit der Durchführung der Neubaumaßnahmen im Milchquartier. Nicht alles aus dem Wettbewerbsergebnis wurde umgesetzt. Auf einiges wurde zugunsten der gewachsenen, historischen Stadtstruktur verzichtet. Für die Einrichtung von Kultur- und Bildungseinrichtungen konnten bestehende Altbauten umgenutzt werden. Die Neubauten des Wettbewerbsergebnisses harmonisierten gut mit der verbliebenen Bebauung aus überwiegend historischen »Bremer Häusern«. Auch die vielfach von privaten Bauherrn errichteten Neubauten fügten sich in dieses Ensemble ein.

Obwohl im Milchquartier die Neubebauung der für die Trassenplanung freigeräumten Grundstücksflächen vorrangig war, musste parallel dazu auch die Instandsetzung und Mo-

dernisierung des Gebäudebestandes durchgeführt werden. Das Ostertor wird geprägt durch unterschiedlich große Typen des »Bremer Hauses«, die überwiegend nach Öffnen der Torsperrung in der Zeit von 1850 bis in die 1890er Jahre entstanden waren. In der Zeit der Auseinandersetzung um die Mozarttrasse und die drohende Flächensanierung im Ostertorviertel wurde man sich der Bedeutung und des Wertes des traditionellen »Bremer Hauses« wieder bewusst. Anstelle der Realisierung von verdichteter Geschossbauweise und großen öffentlichen Verkehrsflächen sollten die historische Bebauung des »Viertels« weitgehend erhalten bleiben und die Einzelgebäude durch eine »Objektsanierung« den Bedürfnissen ihrer Bewohner angepasst werden.

Die jahrelangen planungsbedingten Unterlassungen bei der Bauunterhaltung hatten zu einem Instandhaltungs- und Modernisierungstau bei den Wohn- und Geschäftshäusern geführt. Umfassende Baumaßnahmen konnten selten unter Belegung der Wohnungen durchgeführt werden. Deshalb war es notwendig, dass

Mieter für die Zeit der Modernisierung in andere Wohnungen »umgesetzt« wurden. Befürchtungen der Bewohner, nach erfolgter Sanierung nicht mehr in ihre Wohnungen zurückkehren zu können, weil Luxussanierungen die Mieten in die Höhe treiben würden, riefen diejenigen Personengruppen auf den Plan, die während der jahrelangen Planungsunsicherheit im »Viertel« in den freigesetzten Häusern billigen Wohnraum erhalten hatten. Sie hielten die Modernisierungsarbeiten für überflüssig, kostentreibend und mietverteuernd. Die Bremische Gesellschaft für Wohnungsbau und Stadterneuerung als Sanierungsträger berief sich jedoch auf die mit der Stadt abgestimmten Sanierungsstandards, die eine an neuzeitliche Bedürfnisse angepasste Modernisierung ermöglichen sollten.

Um möglichst viel historische Bausubstanz zu sichern, waren ganze Reihen von erhaltenen Häusern, Gebäudegruppen und soge-



Milchquartier, Lückenbebauung Bleicherstraße 44-46, Gartenseite

nannte Ensembles inzwischen unter Denkmalschutz gestellt worden. Die im Jahr 1971 erweiterte Denkmalliste hatte in den letzten Jahren weitere Ergänzungen erfahren. Das im Jahre 1975 verabschiedete bremische »Gesetz zur Pflege und zum Schutz der Kulturdenkmäler« (Denkmalschutzgesetz) konnte innerhalb einer Legislaturperiode erarbeitet und verabschiedet werden. Damit wurde eine weitgehende Rechtssicherheit im Hinblick auf die Erhaltung der in die Denkmalliste eingetragenen Kulturdenkmäler erreicht. Darüber hinaus wurden textliche Festlegungen in die neuen Bebauungspläne aufgenommen, die gestalterische und stadtplanerische Ziele formulierten.

Nachdem endlich die rechtlichen Voraussetzungen für den Sanierungsbeginn geschaffen waren, entstanden zügig die ersten öffentlich geförderten Mietwohnungen und Reihenhäuser, und erste abgeschlossene Modernisierungsmaßnahmen am städtischen Immobilienbesitz konnten präsentiert werden. Die Privatisierung der einst für die Trassenplanung durch die Stadt erworbenen Grundstücke und Gebäude wurde betrieben. Es gab sofort viele Kaufinteressenten für den städtischen Haus- und Grundbesitz. Diverse Baulücken wurden durch zeitgemäße Architektur, die sich in Material und Maßstäblichkeit den historischen »Bremer Häusern« anpassten, geschlossen. Gestaltungselemente wie Wintergärten, Giebel, Erker, Türen und Fenster wurden modern interpretiert. Eine Bebauung mit mehrgeschossigen Wohngebäuden beschränkte sich auf solche Bereiche, wo es im Vorfeld der Trassenplanung zu Gebäudeabbrüchen größeren Umfangs gekommen war. Dies betraf hauptsächlich die Straßen Auf den Häfen, Fedelhöfen, Kohlhöckerstraße und Osterdeich.

Die Schaffung von Neubauten und die Objektsanierung des Altbaubestandes führten zu einem differenzierten Wohnungsmix. Durch bauliche Maßnahmen wie Entkernung der Blockinnenbereiche, Verbesserung der Freiräume und Anlage von Spielplätzen und Kinderbetreuungseinrichtungen konnte die Altersstruktur positiv verändert werden. Ebenso trugen das



*Objektsanierung von »Bremer Häusern«
in der Bleicherstraße 41-47*

Dienstleistungsangebot, besondere Angebote im Kultur- und Bildungsbereich sowie die Vorteile, die sich aus der Nähe zur City und Altstadt ergaben, dazu bei, dass sich das Ostertorviertel zu einem der beliebtesten Stadtteile Bremens entwickelte. Die Befürchtung mancher Bevölkerungsgruppen, das Ostertorviertel würde sich nach der Sanierung zum »Schicki-Micki-Stadtteil« entwickeln, erwies sich als unbegründet. Das war wohl auch dem sogenannten »Verbalkonzept« zu verdanken, das die Ziele für die Erneuerung des Ostertor-/Rembertiviertels als ein Ergebnis gemeinsamer Überlegungen aller an der Sanierung Beteiligten festlegte.

Das Ziel der Sanierung, Missstände und Benachteiligungen des städtebaulichen und sozialen Gefüges auszugleichen, ohne die beste-

hende, überkommene Struktur sowie die unverwechselbare Architektur völlig zu zerstören, kann als gelungen bezeichnet werden. Das »Viertel« präsentiert sich heute als lebendiger Stadtteil, der in der Beliebtheitsskala ganz oben steht.

Literaturauswahl

Wendelin Seebacher und Dieter Cordes, Ostertor, hg. von der Bremischen Gesellschaft für Stadterneuerung, Stadtentwicklung und Wohnungsbau m.b.H., Bremerhaven 1987

Östliche Vorstadt. Zur Entstehung eines Stadtteils im 19. Jahrhundert. Wohnen, Teil 1, Bremen 1985 (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 9)

Modellvorhaben Bremen-Ostertor/Remberti. Projektbegleitende Untersuchungen zum Modellvorhaben des Bundes und des Landes Bremen, Bonn 1981 (= Schriftenreihe 02: »Stadtentwicklung« des Bundesministers für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Heft 024)

Der Senator für das Bauwesen (Hg.), Sanierung Ostertor-Remberti. Verbalkonzept, Bremen 1973

Rudolf Stein, Klassizismus und Romantik in der Baukunst Bremens, 2 Bde., Bremen 1964 und 1965 (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 4 u. 5)

Uwe Schwartz

Bremens erster Gartengang

Im Juli 1913 beschloss der Bremer Senat ein »Gesetz über den Bau von Kleinhäusern«, das Bauunternehmen und Baugesellschaften erlaubte, unter bestimmten Bedingungen im Kleinhäusbau Wohngänge zur Erschließung anzulegen. Diese im Gesetz als »Gartengänge« bezeichneten Wohnwege mussten nicht mehr den bisherigen Ansprüchen an eine Fahrstraße genügen, der Mindestabstand zwischen den Häusern war von 10 Metern auf 7,5 Meter herabgesetzt und die Breite der Straße auf wenigstens drei Meter festgesetzt worden. Da der Gartengang auch nicht mehr der Last von schweren

Fuhrwerken genügen musste, reduzierte sich der durch die Unternehmer zu leistende Erschließungsaufwand erheblich. Durch das Gesetz konnten die Baukosten insgesamt um 12 % reduziert werden, wobei der größte Teil der Einsparung auf eben diese neue Straßenanlage zurückging, die jetzt nicht nur einen leichteren Oberbau erhielt, sondern auch weniger Bauland verbrauchte.¹ Das Gesetz besaß nur Gültigkeit für das Kleinhaus, also den Eingeschossbau, der von einer Familie bewohnt wurde. Zur kostengünstigen Herstellung durfte bei einer Reihenhäuseranlage auf die bisher verpflichtend über



Blick von der Rostocker Straße in den Feierabendweg, Aufnahme Neujahr 1935



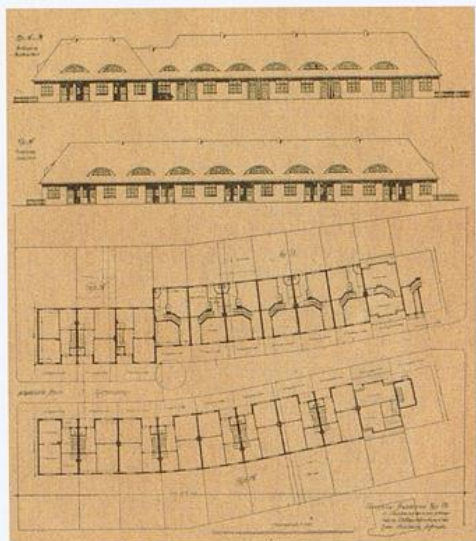
Feierabendweg 4-20 (gerade)

die Traufe hinweg reichende Brandwand verzichtet werden. Diese war nur noch in einem Abstand von 60 Metern zwingend vorgeschrieben. Die Länge eines Gartengangs war in der Regel auf 150 Meter begrenzt. In der Geschichte des modernen Städtebaus wurde in Bremen – eingeschränkt auf die Errichtung von Kleinhäusern – zum ersten Mal in einer deutschen Bauordnung in strenger Form zwischen Wohnweg und Verkehrsstraße unterschieden. Die bis dahin bestimmende Vorstellung, jedes neu zu erbauende Haus müsse an einer für den allgemeinen Verkehr freigegebenen Straße liegen, wurde dabei aufgegeben.

Die Kommission, die mit der Erarbeitung des Gesetzentwurfs beauftragt gewesen war, wollte ausdrücklich nicht von den damals schon üblichen mehrgeschossigen Wohnhäusern mit Kleinwohnungen abraten, sondern vielmehr »im Interesse der Volksgesundheit« auch in Zukunft in »möglichst weitem Maße das Bremer Einfamilienhaus (...) und zwar auch für die ärmere Bevölkerung« am Leben erhalten. Garten-

gänge sollten von nun an nicht überall in der Stadt, sondern nur in bestimmten, von der Arbeiterschaft bewohnten Bezirken genehmigt werden.² Gerade dort waren die jährlichen Fertigstellungen an Kleinwohnungen seit 1910 im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren um etwa 40 % stark abgesunken. Bodenkredit war knapp und teuer geworden, und vor allem der Kleinwohnungsbau ging zurück, weil die Bauunternehmer die Hypotheken häufig nicht mehr aufbringen konnten. Im Zusammenhang mit der Verabschiedung des Kleinhausegesetzes stand deshalb auch die Gründung eines gemeinnützigen »Hypotheken- und Treuhandvereins«, dem es noch in der kurzen Zeit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs gelang, für 170 Kleinhäuser die Finanzierung zu vermitteln.³

Außerhalb Bremens erregte das Bremer Kleinhausegesetz großes Aufsehen. Ernst Behnisch rühmte es in der von ihm geleiteten Zeitschrift »Gartenstadt« als »städtebauliche Großtat« und druckte dort acht Wochen nach des-



Entwurf von Adolf Muesmann für den Feierabendweg

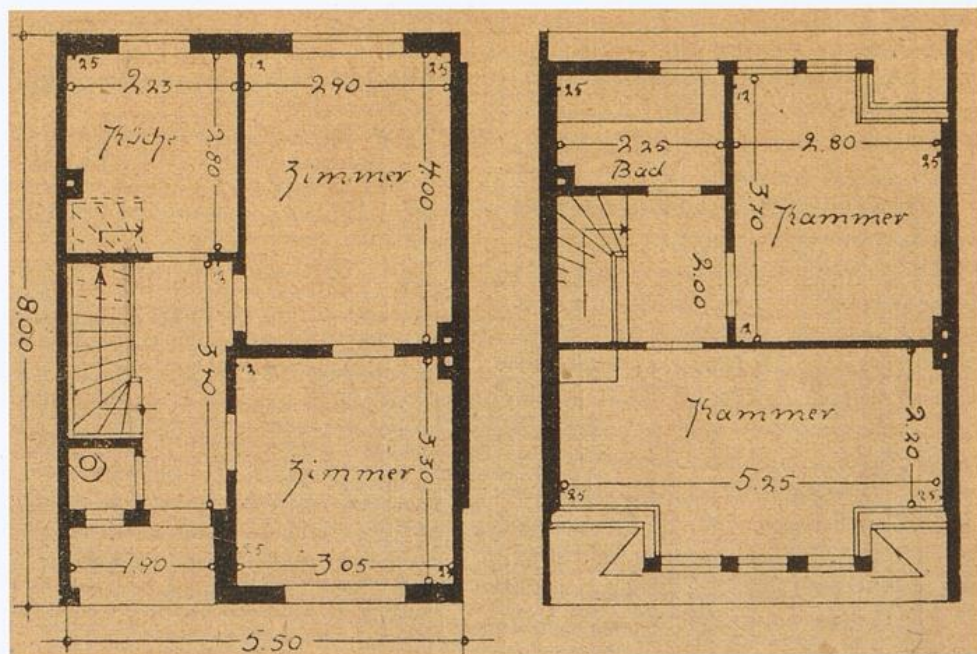
sen Verabschiedung den Gesetzestext in seinem Wortlaut ab. Der Vorstand der deutschen Gartenstadtgesellschaft rief an gleicher Stelle seine Mitglieder zur Verbreitung dieser Idee auf, von der sich Behnisch einen »außerordentlichen Segen« versprach. Auf derselben Seite hatte die Zeitschrift unter dem Titel »Zum Nachdenken« ein längeres Zitat von August Bebel aus dessen Schrift »Die Frau und der Sozialismus« abgedruckt, in dem die negativen Begleiterscheinungen der Verstädterung beschrieben sind, denen, so offenbar die Intention von Behnisch, das Kleinhausgesetz eine gesündere Lebensweise fern der Fahrstraße mit ihren Lärm- und Staubemissionen und die Möglichkeit eines gefahrlosen Aufenthalts der Kinder vor der eigenen Haustür entgegensetzen konnte. Der Städtebauer Hermann Jansen⁴, damals Mitherausgeber der Zeitschrift »Der Baumeister«, erblickte in dem Gesetz gar einen »...entscheidenden, bedeutungsvollen Markstein in unserer neueren städtebaulichen Entwicklung«. Auch er druckte das Gesetz im Originaltext ab.⁵ 1920 bezeichnete Hermann Muthesius es in seinem Lehrbuch »Kleinhaus und Kleinsiedlung« dann als »bahn-

brechend«, weil es als erstes deutsches »Bauerleichterungsgesetz« das Kleinhaus entscheidend gefördert habe, das »...um seine Lebensfähigkeit rang und nur mit Ausnutzung aller Verbilligungswege Boden gewinnen konnte«.⁶ Dem Bremer Beispiel waren noch im gleichen Jahr ein sächsisches Gesetz, dann in den Jahren 1916, 1917 und 1918 entsprechende Gesetze und Verordnungen in Baden, Hessen und Preußen gefolgt.

Der »Vater« des ersten Gartengangs in Deutschland war der in Augsburg geborene Architekt Adolf Muesmann (1880–1956).⁷ Muesmann war in Bremen seit 1907 als Regierungsbaumeister tätig und mit der Neugründung des Stadterweiterungsamtes 1909 der erste Inhaber der neuen Position des Bremer »Städtebau-meisters«.⁸ Er leitete die Entwurfsarbeiten für die Stadtbauplanung und die Aufstellung der Bebauungspläne in ihrer Form als Fluchtlinienpläne, Staffelbau- und Gewerbepläne. Auch



Feierabendweg 9



Standardgrundriss am Feierabendweg, jedoch nur mit 5,13 m Breite ausgeführt

machte er Vorschläge zu neuen Baugesetzen oder zur Änderung vorhandener Gesetze, soweit sie städtebauliche sowie die Angelegenheiten des Wohnungswesens betrafen. Auf seine Initiative hin wurde das Kleinhausgesetz erlassen.

Noch im Jahr 1913 entstand im Arbeiterbezirk Gröpelingen auf einem Gelände in städtischem Besitz ein erster Gartengang nach dem Entwurf Adolf Muesmanns. Bauträger der »Feierabendweg« genannten Straße mit ihren 21 Einfamilienhäusern auf einer Länge von 65 Metern und einer Straßenbreite von drei Metern war der Gemeinnützige Bremer Bauverein, der mit der Ausführung den Architekten Wilhelm Jänicke beauftragte. Zwischen Lupinen- und Rostocker Straße erhielt der Feierabendweg einen leicht gekrümmten Verlauf, der an einer Stelle durch eine Aufweitung reizvoll unterbrochen wird. Abweichend vom Entwurf Muesmanns wurden alle Häuser einheitlich mit einem offenen Windfang (Typ A) neben der Haustür ausgeführt, der Platz für eine Gartenbank bietet und den Gesamteindruck eines Pri-

vatwegs verstärkt. Ein einheitliches Dach mit Biberschwanzdeckung verbindet die Typenhäuser, deren Reihung durch die Schornsteinköpfe und jeweils eine Fledermausgaube einen Rhythmus erhält. Bei diesem »Prototyp« des Gartengangs sollten ursprünglich beispielhaft zwei verschiedene Grundrisslösungen mit 78 und 75 Quadratmetern Wohnfläche erprobt werden. Der Architekt Jänicke vom Bremer Bauverein entschied sich jedoch einheitlich für die im Kleinhausbau tradierte Standardlösung mit Windfang, einer vertikalen Erschließung seitlich der Stube und insgesamt zwei Wohnräumen sowie einer Küche im Erdgeschoss, die er für die acht Meter tiefen Reihenhäuser zudem nur noch mit gerade einmal 5,13 Metern Breite zur Ausführung brachte. Muesmann hätte diesem gerne eine neue Grundrisslösung für den Kleinhausbau entgegengestellt, für die Heinz Stoffregen wenige Jahre zuvor in einem Wettbewerb prämiert worden war (Typ B), war aber an dieser Entscheidung nicht mehr beteiligt. Die neue Grundrisslösung sah nur eine, im Ver-

gleich größere Stube und eine Wohnküche im Erdgeschoss vor, zwischen denen eine Treppe zu den die gesamte Breite des Hauses einnehmenden zwei Schlafkammern im Dachgeschoss führte, um die Verkehrsflächen im Haus auf ein Minimum zu reduzieren.⁹

Die Förderung des Kleinhauses durch die Zulassung von Gartengängen in der Bauordnung war rückblickend durchaus erfolgreich. Bremen hatte damit eine »...reformerische Leistung vollbracht, die parallel zu sehen ist in den Bemühungen anderer Städte um Gartenvorstädte.«¹⁰ Besonders im Bremer Westen mit seinen Arbeiterquartieren und einem traditionell großen Bestand an Kleinhäusern entstanden weitere Gartengänge, die teilweise noch auf einem städtebaulichen Entwurf Muesmanns basierten, der ab 1915 in Stuttgart beschäftigt war. In den Zeiten größter Wohnungsnot gab das Kleinhausgesetz der Wohnungspolitik in Bremen dann die Möglichkeit, weiter an der Bremer Tradition des Einfamilienreihenhauses festzuhalten. 520 Hilfswohnungen in sieben »Kolonien« mit Wohnungsgrößen zwischen 30 und 44 Quadratmetern wurden 1926/27 nach dem Prinzip dieser sparsamen Erschließung für Obdachlose gebaut, und auch für Kleinbürger errichtete das bremische Wohnungsbauamt noch 1927-1929 mit der »Westfalensiedlung« (Ruhrstraße/Wupperstraße) in Bremen-Hastedt ein ganzes Viertel mit 377 eineinhalbgeschossigen Kleinhäusern. Dabei wurde der Gartengang planmäßig und in großem Umfang angewandt, anstatt wie anderenorts dem Geschosswohnungsbau den Vorzug zu geben.

Anmerkungen

- 1 Muesmann, Adolf: Bremer Gartengänge, in: Bau-Rundschau 9 (1918), S. 1-9
- 2 Zit. nach Behnisch, Ernst: Eine städtebauliche Großtat, in: Gartenstadt 7 (1913), S. 165-168, hier S. 166
- 3 Vgl. Voigt, Wolfgang: Das Bremer Haus. Wohnungsreform und Städtebau in Bremen 1880-1940, Hamburg 1992, S. 78-80
- 4 Hermann Jansen (1869-1945) begründete seinen Ruhm mit dem 1910 gewonnenen Wettbewerb (zwei erste Preise) um einen »Grundplan für die bauliche Entwicklung von Groß-Berlin«, bei dem Entwürfe für die Entwicklung Berlins zu einer 10-Millionen-Weltstadt gefordert gewesen waren. Er war später einer der bedeutendsten Stadtplaner und Städtebauer Deutschlands und hatte 1923-1938 einen Lehrstuhl für Städtebau an der TH Charlottenburg inne.
- 5 Jansen, Hermann: Bremens grundlegende Neuerung im Städtebauwesen: Die Einführung von Gartengängen (Wohnwegen) in die Großstadtbebauung, in: Der Baumeister 12 (1913/14) 1, S. 1-4, Taf. 7-9
- 6 Muthesius, Hermann: Kleinhaus und Kleinsiedlung, (2. Auflage) München 1920, S. 308
- 7 Kurzbiografie Adolf Muesmann, nach Voigt 1992: 1907 Regierungsbaumeister in Bremen, 1909 Städtebaumeister im Stadterweiterungsamt, 1913 Mitglied des Deutschen Werkbundes, 1915-1921 Stadtbaurat in Stuttgart und Dozent für Städtebau an der Technischen Hochschule Stuttgart, 1921-1945 Lehrstuhl für Städtebau an der Technischen Hochschule Dresden
- 8 Die Deputation für Baulinien war damals in Bremen zu einer Deputation für Stadterweiterung vergrößert worden, um einen planmäßigen Ankauf »sämtlicher für den Bedarf des Bremischen Staates in der Stadt Bremen und im Landgebiet erforderlichen Grundstücke« zu gewährleisten. Die Deputation setzte sich zusammen aus Mitgliedern des Senats und der Bürgerschaft, denen das Stadterweiterungsamt zugeordnet war. Muesmann arbeitete hier mit einem Grundstücksdezernenten und einem Juristen zusammen.
- 9 Muesmann, Adolf: Bremer Gartengänge, in: Bau-Rundschau 9 (1918), S. 6
- 10 Cramer, Johannes und Niels Gutschow: Historische Entwicklung des Bremer Hauses, in: Das Bremer Haus. Geschichte, Programm, Wettbewerb, Bremen 1982, S. 15-92, hier: S. 64-68

Susanne SchöB

Monumente des Nachkriegs-Städtebaus: die Großsiedlungen in der Vahr

In dem Bremer Stadtteil Vahr, der rund sechs Kilometer nordöstlich von der Innenstadt liegt, realisierte die Gemeinnützige Wohnungsbau-gesellschaft Bremen mbH (Gewoba) von 1954 bis 1962 zwei gekoppelte Trabantenstädte, die konsequent nach dem damals aktuellen Leitbild der aufgelockerten und gegliederten Stadt geplant und ausgeführt wurden. Sie sind heute als wichtige Dokumente des Nachkriegsstädtebaus anerkannt. Im ersten Bauabschnitt entstand ab 1954 die Gartenstadt Vahr (»Alte Vahr«), die über 1726 Wohnungen, davon 118 Eigentumswohnungen, verfügte. Im zweiten Bauabschnitt

errichtete die Gewoba ab 1957 die Großsiedlung Neue Vahr, die mit ihren 9916 Wohnungen (inklusive 769 Eigentumswohnungen) für 40.000 Bewohner von Anfang an als »kühnes Wagnis des sozialen Wohnungsbaus«¹ galt.

Wohnungsnot

Die beiden neuen Trabantenstädte sollten dazu beitragen, die gravierende Wohnungsnot der Nachkriegszeit in Bremen zu lindern, denn im Zweiten Weltkrieg war der Bremer Wohnungs-



Luftbild von 1965. Im Vordergrund die Gartenstadt Vahr, im Hintergrund die Neue Vahr mit dem Aalto-Hochhaus (linker Bildrand)



Bremer Häuser in der Besselstraße 84-88

bestand erheblich reduziert worden. Besonders betroffen war der Bremer Westen: In dem Arbeiterwohnviertel wurden 1944 in nur einer Nacht 25.000 Wohnungen zerstört. Nach Kriegsende flossen die staatlichen Gelder zunächst in den Wiederaufbau der Häfen. Den Auftakt zur groß angelegten Wohnungspolitik des Bremer Senats bildete dann der Wiederaufbau des Bremer Westens (1953-1955). Mit den Wohnungsbaumaßnahmen im Wiederaufbau konnte aber keineswegs der enorme Wohnraumbedarf gedeckt werden. Es zeichnete sich deutlich ab, dass neue Siedlungsflächen »auf der grünen Wiese«, wie zum Beispiel in der Vahr, erschlossen werden mussten.

»Neue Städte« in der Vahr

1954 erwarb die Gewoba zunächst 200.000 qm ebenes Marschland für die Gartenstadt Vahr und dann später ein im Nordosten angrenzendes Terrain, auf dem die Neue Vahr entstand. Die Siedlungsflächen in der Vahr eröffneten neue planerische Freiheiten. Hier mussten keine infrastrukturellen Vorgaben und keine Grundstücks- und Eigentumsgrenzen berücksichtigt werden wie im Bremer Westen, und auch die oftmals langwierigen Enteignungsverfahren entfielen. Die Gewoba, gewerkschaftsnah und SPD-affin, nutzte diese Chance und führte in der Vahr den im Bremer Westen eingeschlagenen städtebaulichen Weg fort: Für die hohe Anzahl dringend benötigter Wohnungen schuf sie mo-

derne und fortschrittliche Siedlungen, die als zukunftsweisende städtebauliche Modelle konzipiert waren und die einen demokratischen Neuanfang im sozialen Wohnungsbau verkörpern sollten. Die dezentralen, locker bebauten, stark durchgrünt und autogerechten Wohnviertel, die allen Bewohnern gleichermaßen Licht, Luft, Sonne und Hygiene boten, standen in der Tradition der Großsiedlungen der Zwischenkriegszeit und entsprachen den neuen Idealvorstellungen des urbanen Lebensraumes. Sie waren der sozialdemokratische Gegenentwurf zum bürgerlichen »Bremer Haus« der Innenstadt und zur historischen Stadt, die nun als eng, steinern und unhygienisch galt. Beide Siedlungen in der Vahr avancierten zu mustergültigen Demonstrationen des modernen Städte- und Wohnungsbaus in Bremen, die ein klares Bekenntnis zur Charta von Athen² und damit zur funktionalen, begrünten Stadt beinhalteten.

Gartenstadt Vahr

Die zwischen 1954 und 1956 realisierte Gartenstadt Vahr war die erste moderne Neubausiedlung »auf der grünen Wiese« in Bremen, die nach den damals aktuellen Prinzipien der aufgelockerten und gegliederten Stadt mit autogerechter Infrastruktur konzipiert und in einem Guss ausgeführt wurde. Die Planung der Gartenstadt Vahr übertrug die Gewoba Ernst May und dem Bremer Architektenduo Max Säume und Günther Hafemann. Mit May konnte die Gewoba den berühmten Großmeister und »Plan-Athleten«³ gewinnen, der in den 1920er Jahren mit seinen Frankfurter Großsiedlungen neue Maßstäbe im Wohnungsbau gesetzt hatte. May arbeitete seit 1954 als Leiter der Planungsabteilung der Neuen Heimat in Hamburg, der Muttergesellschaft der Gewoba. In dieser Funktion kam er auch mit der Gewoba in Kontakt. Mays erstes gemeinsames Bauvorhaben mit der Gewoba war die Trabantenstadt »Grünhöfe auf dem Weißenstein« in Bremerhaven. Darauf folgte der Auftrag für die Gartenstadt Vahr. Um bei dem Bauprojekt Gartenstadt Vahr auch Bremer



Gartenstadt Vahr, Planung

Architekten zu involvieren, stellte die Gewoba May die Architekten Säume & Hafemann zur Seite, die sich beim Wiederaufbau des Bremer Westens profiliert hatten und für modernen Städtebau und moderne Architektur standen.

Städtebauliches Konzept

In der Gartenstadt Vahr wurde das Konzept der nachbarschaftlichen Gliederung angewandt, das integraler Bestandteil der damals aktuellen städtebaulichen Grundsätze war und zu Mays planerischen Leitmotiven gehörte. Die Nachbarschaft war für May eine soziologische Grundeinheit. Sie bildete die kleinste städtebauliche Einheit. In der Nachbarschaft sollte der »... Großstädter in einer kleinen, von Grüngürteln abgeschlossenen Welt wie in einer Kleinstadt le-

ben...« können, Heimatgefühle entwickeln und vor der Anonymität der Großstadt geschützt sein.⁴ Die Nachbarschaft wurde mit Schulen, Kirchen, Läden etc. ausgestattet, sodass man sie nur zum Arbeits- oder Ausbildungsplatz verlassen musste. Die Gartenstadt Vahr bestand aus einer Nachbarschaft, die rund 2.000 Wohneinheiten umfasste und damit einem Grundschulbezirk entsprach. May konzipierte die neue Siedlung als offen gestaltete, grüne Stadt und sprach dementsprechend von der »Grünstadt An der Vahr«. Die Bezeichnung Gartenstadt Vahr bürgerte sich erst später ein.

Das ebene Bauareal bot keine topografischen Besonderheiten, die planerisch hätten herausgearbeitet werden können. Deshalb schufen die Planer als städtebauliches Grundgerüst fünf großzügige Grünräume, von denen sie drei auf das zentrale Hochhaus am Heideplatz ausrich-



Gartenstadt Vahr, Luftbild von 1957 mit der originalen Farbgebung der Bauten

teten. Das 14-geschossige Punkthochhaus fun-
giert noch heute als Dreh- und Angelpunkt der
Siedlung und bildet die städtebauliche Domi-
nante.⁵ Wie eine Stadtkrone markiert es das
Zentrum der Siedlung, zu dem auch der südlich
anschließende angerähnliche Grünraum mit
den Gemeinschaftseinrichtungen – Kindergar-
ten, Läden und Kino – gehört.

Verkehrstechnisch wurde die Siedlung im
Sinne von Hans Bernhard Reichow von »orga-
nischen“ bzw. geschwungenen, kreuzungsfreien,
hierarchisierten Straßen erschlossen. Die Stra-
ßen richteten sich vor allem an den Fahrverkehr
der Bewohner, vom Durchgangsverkehr waren
sie freigehalten. Die verkehrsfreien Grünräume
wurden mit einem separaten Fußwegesystem



Gartenstadt Vahr

ausgestattet: Komfortable, gepflasterte Fußgängerwege mit Beleuchtung erschlossen die Binnenbereiche.

Die Wohnhauszeilen wurden locker gruppiert und raumbildend angeordnet, sodass die Freiräume eine bauliche Fassung erhielten. Dabei war man bestrebt, die Bauten nach Ost-West auszurichten, um eine dem Lebensrhythmus angepasste, optimale Besonnung zu gewährleisten. Zur städtebaulichen Bereicherung nahmen die Planer eine Zonierung und eine Höhenstaffelung der Bebauung vor: In den Randbereichen wurden zwei- und viergeschossige Wohnhauszeilen fächerartig platziert, die zur niedrigen Anschlussbebauung und zu den angrenzenden Freizeitanlagen überleiten. Zum Zentrum der Siedlung hin steigt die Bebauung auf achtgeschossige Wohnhauszeilen an und gipfelt im 14-geschossigen Punkthochhaus am Heideplatz.

Besondere Aufmerksamkeit widmeten die Gewoba und die Planer der Grünflächengestaltung in der Gartenstadt Vahr: Die Grünräume, bei denen es sich vor allem um öffentliche Grünflächen handelte, sollten soziale, ästhetische und hygienische Funktionen erfüllen und für ein günstiges Wohnklima sorgen. Von diesem »demokratischen Gemeinschaftsgrün« erhoffte man sich insbesondere eine gemeinschaftsstiftende Wirkung auf die neuen Bewohner: In den Parkanlagen mit Sitzbänken sollten sich die Erwachsenen versammeln, auf den Spielplätzen in den Grünräumen abseits des Verkehrs sollten die Kinder zusammen spielen. Für die Grünflächengestaltung engagierte die Gewoba den Bremer Gartenarchitekten Karl August Orf, der seit 1954 zu Mays Planungsstab der Neuen Heimat in Hamburg gehörte.⁶ Orfs Aufgabe bestand darin, die neue Siedlung im Sinne einer »Stadtlandschaft« zu durchgrünen. Orf schuf eine großzügige, leicht profilierte Parklandschaft, in die die Grünräume eingebettet und zu einem System verbunden wurden, das die Planer »fließende landschaftliche Erholungsräume« nannten. Die Gartenstadt Vahr war das erste Bremer Bauvorhaben, bei dem die Grünplanung von Anfang an mit einbezogen wurde. Der Ansatz hatte Erfolg: Mit der Grünplanung für die



Die Kleinküche

Gartenstadt Vahr gewann die Gewoba die Silbermedaille beim bundesweiten Städtebauwettbewerb unter dem Motto »Hilfe durch Grün«.

Sozialer Wohnungsbau

Erklärtes Ziel der Planer war, in der Gartenstadt Vahr die Möglichkeiten im sozialen Wohnungsbau auszuschöpfen und den Bewohnern mit den unterschiedlichen Typologien ein breites Wohnungsangebot zur Verfügung zu stellen. Es reichte vom zweigeschossigen Einfamilienhaus bis zum Apartment im 14-geschossigen Hochhaus. Zum Wohnungsstandard gehörten Balkone bzw. Loggien sowie funktionale »Kleinküchen«. Die meisten Wohnungen wurden mit Ofenheizung ausgestattet. Lediglich die achtgeschossigen Wohnhauszeilen erhielten eine Zentralheizung.

Architektur und Farbkonzept

Die unterschiedlichen Wohnhaustypen der Gartenstadt Vahr wurden durch eine einheitliche Gestaltung zusammengebunden: Durchweg waren sie – wie fast alle Gewoba-Bauten dieser Zeit – als moderne schlichte Putzbauten mit Flachdach oder flach geneigten Pultdächern gestaltet. Durch ein differenziertes Farbkonzept, das die Gewoba bei dem Bremer Farbgestalter Hans-Albrecht Schilling in Auftrag gab, wurde die Siedlung farblich gegliedert und abwechslungsreich gestaltet. In der Tradition der farbigen 1920er-Jahre-Siedlungen ließ Schilling die Putzflächen mit kräftigen Mineralfarben streichen, die den tristen Trümmerlandschaften demonstrativ entgegengestellt wurden.

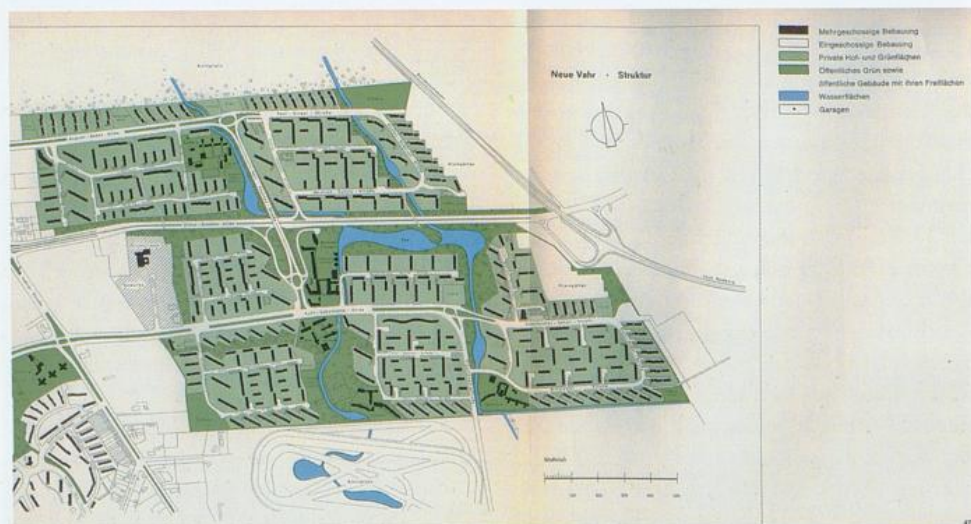
Die Neue Vahr

Nordöstlich der Gartenstadt Vahr brachte die Gewoba ab 1957 ihr ehrgeizigstes Projekt auf den Weg – die Neue Vahr. Es avancierte schnell zum größten und ambitioniertesten Städtebauprojekt der Bundesrepublik, das bald nationale und internationale Beachtung fand: Ausgerech-

net im kleinsten Land Bremen sollte in nur fünf Jahren ein neuer Stadtteil entstehen, der mit seinen knapp 10.000 Wohnungen für 40.000 Einwohner das Format einer Stadt wie Goslar hatte und zudem als Musterstadt des modernen sozialen Wohnungsbaus konzipiert war. In der Presse machte die Neue Vahr schon bald mit Superlativen auf sich aufmerksam: Auf der größten Baustelle Deutschlands entstand eine Neubausiedlung, die euphorisch als »Stadt der Zukunft« gefeiert wurde.

Die administrative und ökonomische Voraussetzung für den Bau der Neuen Vahr wurde mit dem »Gesetz zur Behebung der Wohnungsnot im Lande Bremen« geschaffen, das die Bürgerschaft am 22.2.1956 beschloss. Damit verpflichtete sich das Land Bremen, den Wohnungsbau mit staatlichen Mitteln so zu fördern, dass innerhalb der folgenden vier Jahre landesweit 10.000 Wohnungen pro Jahr gebaut werden konnten. Das Gros der Wohnungen baute die Gewoba. Begünstigt wurden Bewohner mit niedrigem Einkommen.

Als Bauland für die Großsiedlung Neue Vahr erwarb die Gewoba ein wenig bebautes Areal von 1.984.050 qm, das sich beiderseits der heutigen Richard-Boljahn-Allee (ehemals Franz-



Neue Vahr, Planung



Neue Vahr

Schütte-Allee) erstreckte. Am 9.5.1957 legte Bürgermeister Kaisen in einem Festakt den Grundstein zur Neuen Vahr. Schon Ende des Jahres konnte das erste Richtfest gefeiert werden. Mit einer ganzen Festwoche, die am 12.8.1961 begann, feierte die Gewoba die Fertigstellung des größten Teils der Wohnungen.

Städtebauliches Konzept

Mit der Planung für die Neue Vahr wurde erneut das Architektenteam May, Säume & Hafemann betraut, das sich bei der Gartenstadt Vahr bewährt hatte. Neu war, dass die Gewoba ihnen bei diesem Projekt mit Hans Bernhard Reichow einen der prominentesten Stadtplaner Deutschlands zur Seite stellte. Mit Reichow band die Gewoba gewissermaßen die Galionsfigur der damals aktuellen »organischen« Stadtbaukunst ein.⁷ Dass wieder eine aufgelockerte und gegliederte bzw. »organische« Stadt entstehen sollte, war Konsens unter den Planern. Zunächst separat, dann gemeinsam wurde ein Bebauungsplan

für die Neue Vahr ausgearbeitet. Dabei wurden viele Erfahrungen aus der Gartenstadt Vahr aufgegriffen, auf einen größeren Maßstab übertragen und weiterentwickelt.

Wie in der Gartenstadt Vahr wurde auch in der Neuen Vahr als kleinste städtebauliche Einheit eine Nachbarschaft mit rund 2.000 Wohneinheiten festgelegt. Die Neue Vahr wurde in fünf Nachbarschaften gegliedert. Nördlich der Richard-Boljahn-Allee (ehemals Franz-Schütte-Allee), die als westöstliche Haupteerschließungsachse die Neue Vahr in zwei ähnlich große Teile teilt und Zubringer zur Autobahn nach Hamburg ist, liegen die Nachbarschaften 1 und 2, südlich davon die Nachbarschaften 3, 4 und 5. Wieder gehörten zur Ausstattung jeder Nachbarschaft eine Grundschule an einer ruhigen Nebenstraße, eine Ladenzeile sowie ein 14-geschossiges Hochhaus, das als städtebauliche Dominante die Nachbarschaft überragte. Die Binnengliederung der fünf Nachbarschaften zeichnete sich durch kreuzungsfreie, schleifenförmige Straßen (»Verkehrssammelstraßen«) und Stichstraßen aus. Weitgehend separat vom Au-



Berliner Freiheit und Aalto-Hochhaus

toverkehr wurde ein Rad- und Fußwegesystem geschaffen, das elegante Fußgängerbrücken über die Richard-Boljahn-Allee und die Franz-Schütte-Allee umfasste.

Anders als in der Gartenstadt Vahr waren für die Neue Vahr als öffentliche Nahverkehrsmittel eine Straßenbahn und Omnibusse vorgesehen, die die Neue Vahr an das Zentrum anschließen sollten. Das kühne Projekt der Alweg-Bahn, einer futuristischen Einschienen-Schnellbahn auf aufgeständerter Trasse vom Hauptbahnhof zur Gartenstadt Vahr und in die Neue Vahr, blieb allerdings Makulatur.

An zentraler Stelle, umringt von den fünf Nachbarschaften, entstand ein nachbarschaftsübergreifendes Versorgungszentrum mit Geschäften und Wochenmarkt. Dieses Areal erhielt 1958 den Namen Berliner Freiheit. Damit sollte die Verbundenheit der Bremer mit der geteilten Stadt zum Ausdruck gebracht werden.

Von Anfang an hatten die Planer für die Berliner Freiheit einen Hochhaus solitär vorgesehen, der das Einkaufszentrum deutlich markieren und die gesamte Neue Vahr baulich

bekrönen sollte. Als die Gewoba für dieses Bauvorhaben den renommierten finnischen Architekten Alvar Aalto gewinnen konnte, der zuletzt 1957 mit seinem achtgeschossigen Wohnhochhaus auf der Interbau in Berlin auf sich aufmerksam gemacht hatte, war schnell klar, dass dieser Bau der architektonische Höhepunkt der Neuen Vahr werden würde. Aalto entwarf ein individuelles 22-geschossiges Hochhaus mit elegant geschwungener Fassade. Er konzipierte den Bau als »Feierabendhaus« für alleinstehende Berufstätige. Fächerförmig ordnete er die Wohnungen mit ihren Loggien nach Südwesten an, um die Bewohner in den Genuss der Abendsonne zu bringen. Gemeinschaftsräume in jedem Geschoss, die als Orte der Begegnung gedacht waren, ergänzten das Raumprogramm. Das 1963 fertiggestellte Hochhaus avancierte schnell zur Architektur-Ikone und wurde zum Wahrzeichen der Neuen Vahr.

Wie in der Gartenstadt Vahr beauftragte die Gewoba Karl August Orf mit der Grünflächengestaltung in der Neuen Vahr. Auch in der Neuen Vahr entstanden in erster Linie öffentli-

che Grünanlagen. Privatgärten kamen nur an den Rändern der Siedlung zur Ausführung. Orf beschrieb sein Konzept mit folgenden Worten: »Die einzelnen Nachbarschaften sind voneinander durch stärker bepflanzte Zonen getrennt. Diese Zonen werden vorwiegend den Erwachsenen als Garten dienen, da sie parkartig durchpflanzt sind und mit Sitzcken ausgestattet sein werden. Hier und da wird eine Plastik und ein Wasserbecken aufgestellt sein und zu Gesprächen anregen.«⁸ Eine große Rolle spielten in der Neuen Vahr die Kinder: Innerhalb der Nachbarschaften schuf Orf wieder sparsam bepflanzte Grünhöfe (»Nachbarschaftsgrün«), die mit ihren Spielflächen abseits vom Verkehr hauptsächlich den Kindern gewidmet waren. Einige Fußwege wurden als Spielwege angelegt, an denen Sandkiste an Sandkiste gereiht war. Dieses »fließende Spielplatzsystem« sollte es den Müttern ermöglichen, vom Küchenfenster aus ihre Kinder auf dem Spielplatz zu beaufsichtigen. In der Neuen Vahr konnte Orf die vorhandenen, zur Entwässerung notwendigen Fleete in »organische« Wasserläufe transformieren, mit denen er die Nachbarschaften voneinander trennte. Auch ein See konnte in der Neuen Vahr realisiert werden: Im Zentrum der Siedlung, östlich des Aalto-Hochhauses, entstand der Vahrer See, der von Anfang an mit Wasserfontänen ausgestattet war.

Neue Standards im sozialen Wohnungsbau

In der Neuen Vahr führte die Gewoba einen völlig neuen Standard im sozialen Wohnungsbau ein: Alle 10.000 Wohnungen der Großsiedlung erhielten eine Zentralheizung. Sie wurden an ein Fernwärmesystem angeschlossen und mit dem Kühlwasser des zeitgleich gebauten Heizkraftwerks fernbeheizt. Symbolhaft überragte nur ein Schornstein, nämlich der des Kraftwerks, die ganze Siedlung. Innovativ war auch das Gemeinschaftswaschhaus, das mit modernen Miele-Waschmaschinen ausgestattet war. Zu den Extras der Neuen Vahr gehörte das Her-

bert-Ritze-Bad (abgebrochen und durch einen Neubau (»Vitalbad«) ersetzt), das die Gewoba 1961 den »Vahraonen« schenkte.

Das Wohnangebot war wieder breit gefächert. Mit verschiedenen Grundrissvarianten wollte man den Bedürfnissen von Alleinstehenden ebenso wie denen von Familien gerecht werden und den Gestaltungsspielraum im sozialen Wohnungsbau aufzeigen: Das Spektrum reichte nun vom zweigeschossigen Einfamilienhaus bis zur Wohnung im 22-geschossigen Hochhaus.

Architektur

Die Neue Vahr wurde im Norden, Westen und Süden mit fächerartig angeordneten Wohnhauszeilen umgeben, die zwischen der neuen Wohnstadt und dem angrenzenden Bestand vermitteln. Auch die Neue Vahr wurde mit aufgelockerten Zeilen bebaut und die Baukörper optimal zur Sonne ausgerichtet. Insgesamt fiel die Bebauung aber wesentlich dichter und weit schematischer als in der Gartenstadt Vahr aus. Einheitlich erhielten die Bauten wieder Flachdächer und schlichte Putzfassaden. Auch für die Neue Vahr entwickelte Hans-Albrecht Schilling ein Farbkonzept, das wieder auf kräftigen Farben basierte und die Gliederung der Siedlung in Nachbarschaften betonte.

Zu den architektonischen Besonderheiten in der Neuen Vahr gehören die »Stelzenhäuser« von Ernst May an der Bürgermeister-Reuter-Straße, südlich des Vahrer Sees, die als Apartmenthäuser für Alleinstehende konzipiert waren. Durch die stelzenartige Aufständigung der Bauten wurde der Blick von der Kurt-Schumacher-Allee auf den Vahrer See frei.

Rezeption

Das Stadtideal der Nachkriegszeit kam bald aus der Mode, und der Wunsch nach Urbanität wurde laut. Anstelle der »Ghettos im Grünen«⁹ entdeckte man wieder die Innenstädte und



Vahrer See und Aalto-Hochhaus mit Richtkrone, die Wohnhäuser links entwarf Ernst May

gründerzeitlichen Viertel. Besonders das »Bremer Haus« erfreute sich neuer Wertschätzung. Anlässlich des 30. Geburtstages der Neuen Vahr resümierte Eberhard Kulenkampff, Mitglied der Geschäftsführung der Gewoba: »Die Vahr ist ein Denkmal edler Einfachheit, gut gemeint, aber keine Stadt. Sie ist auf gute Weise nützlich, aber Spaß macht sie nicht.«¹⁰ Zum 50. Jubiläum

der Neuen Vahr 2007 stellte sich heraus, dass die »Vahraonen« ihren Stadtteil besonders wegen der parkartigen Lage schätzen und dass kaum Leerstand herrscht. Da sich die Bewohnerstruktur zunehmend verändert bzw. immer mehr Aussiedler in der Neuen Vahr ansässig werden, sind heute vor allem soziale Probleme zu lösen.



Vahrer See mit dem Aalto-Hochhaus heute

Literarisch verarbeitet wurde die Neue Vahr in Sven Regeners Kultroman »Neue Vahr Süd«, dem die Großsiedlung neue Popularität verdankt.

Veränderungen

Die Gartenstadt Vahr und die Neue Vahr sind in ihrer städtebaulichen Struktur gut erhalten. Die Ansätze aus den 1970er Jahren zur Urbanisierung der Vahr wurden nicht realisiert, nur vereinzelt kam es zu Nachverdichtungen und Umbauten. Die meisten Veränderungen zeigen sich in der Bausubstanz: Die Fassaden wurden gedämmt, die Fenster erneuert. Der größte Verlust im Bestand ist an der Berliner Freiheit zu verzeichnen: Das schlichte elegante Einkaufszentrum aus den fünfziger Jahren wurde 2003 durch einen Neubau ersetzt. Die Grünräume sind erhalten, haben aber Veränderungen erfahren: Ab 2000 wurde ein neues Außenraumkonzept umgesetzt, das darauf abzielte, mittels Auslichtungen die für die Siedlung typischen aufgelockerten Grünräume wiederzuschaffen, in den Nachbarschaften in Abstimmung mit den Bewohnern Themengärten anzulegen und die Grünräume um Kunstwerke zu ergänzen.¹¹

Würdigung

Die Gartenstadt Vahr und die Neue Vahr sind wichtige und anschauliche Zeugnisse des fortschrittlichen sozialen Wohnungsbaus in der Nachkriegszeit, die entscheidend zu Bremens Ruf als »Stadt des sozialen Wohnungsbaus« beigetragen haben. Beiden Siedlungen kommt darüber hinaus überregionale Bedeutung zu, da sie mit maßgeblicher Beteiligung prominenter Planer entworfen und entsprechend der Planung auch vollständig realisiert wurden. Exemplarisch zeigen die Vahr-Siedlungen, die ganz auf der Höhe ihrer Zeit waren, die Entwicklung der Siedlungen der Nachkriegszeit: Die Gartenstadt Vahr als typisches Kind der mittleren 1950er Jahre, als aufgelockerte Siedlung mit hohem

Grünanteil. Die Neue Vahr als verdichtete Großsiedlung dagegen kündigt bereits die Großsiedlungen der 1960er Jahre wie »Gropiusstadt« oder »Märkisches Viertel« in Berlin an, die schon dem neuen Leitbild »Urbanität durch Dichte« verpflichtet waren.

Denkmalschutz

1980 wurde anlässlich einer damals sich anbahnenden, letztlich jedoch nicht vollzogenen Nachverdichtung der Vahr im Landesamt für Denkmalpflege erwogen, die beiden Großsiedlungen komplett unter Denkmalschutz zu stellen. Realisiert wurde dieses Vorhaben damals jedoch nicht, vor allem aufgrund von Zweifeln an der Umsetzbarkeit denkmalrechtlicher Verwaltungsakte bei einem aus derart zahlreichen Einzelobjekten bestehenden Großensemble; man beließ es damals bei einer Vereinbarung mit dem Bauressort, die Denkmalpflege bei geplanten Änderungsvorgängen zu beteiligen. Es kam dann zu Beginn der 1990er Jahre lediglich zu zwei punktuellen Denkmalausweisungen in der Neuen Vahr: Das Aalto-Hochhaus und die Kirche St. Hedwig wurden in die Denkmalliste eingetragen. Die Denkmalpflege steht heute vor der Frage, wie mit den beiden stadtbaugeschichtlich bedeutenden Großsiedlungen in der Vahr mittlerweile, nach bereits zahlreichen Veränderungen, insbesondere an den Fassaden, adäquat umgegangen werden kann. Mit dem denkmalrechtlichen Schutzinstrumentarium wären sie aufgrund ihrer Dimensionen auch nach gegenwärtiger Einschätzung nur schwer zu bewältigen. Der Denkmalschutzstatus könnte bei Objekten dieser Größenordnung und mit der heute gegebenen Vielzahl an Eigentümern realistischerweise nur auf dem in Bremen zwar gesetzlich möglichen, bisher aber nie beschrittenen Wege einer Unterschutzstellung durch Verordnung erreicht werden, der sicherlich einen ressortübergreifenden, auch politisch auszuhandelnden Einigungsprozess voraussetzt, dennoch aber zumindest eine Option bleibt. Mittlerweile gehen die Überlegungen insgesamt



Besuch in der Vahr: Willy Brandt zieht den Hut, 1961

aber eher dahin, die Erhaltung der Strukturen der beiden Siedlungen mit den mildereren und wohl auch angemesseneren baurechtlichen Schutzinstrumenten der Erhaltungs- oder Gestaltungssatzung zu sichern.

Literaturauswahl

Klaus von Beyme, *Der Wiederaufbau*, München 1987, S. 75–81

Franz-Peter Mau, *Flugdächer und Weserziegel. Architektur der 50er Jahre in Bremen*, Bremen 1990

Hans-Joachim Wallenhorst, *Die Chronik der GEWOBA. 1924–1992*, Bremen 1993

Nils Aschenbeck (Hg.), *Modell Neue Vahr. Katalog zur Ausstellung*, Bremen o. J.

»In der Zukunft leben! Die Prägung der Stadt durch den Nachkriegsstädtebau«, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im DAZ Berlin, hg. v. Kai Völcker und Andreas Denk für den Bund Deutscher Architekten BDA, Berlin o. J.

Nils Aschenbeck (Hg.), *Der Wiederaufbau 1945–1960*, Bremen 1997

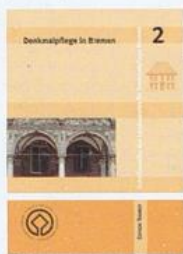
Stephan Haarhaus, *Die Bremer Siedlungen »Neue Vahr« und »Gartenstadt Vahr« als herausragende Beispiele des sozialen Wohnungsbaus in den fünfziger Jahren*, Bremen 2008 (entstanden im Rahmen eines Praktikums beim Landesamt für Denkmalpflege Bremen, unveröffentlicht)

Anmerkungen

- 1 Zitiert nach dem Artikel über die Neue Vahr: »Der Stadtteil aus dem Nichts – 10.000 Wohnungen für 30–40.000 Menschen – Ein kühnes Wagnis des sozialen Wohnungsbaus in Bremen«, in: *Die Zeit* 32/1956, S. 20.

- 2 Die Charta von Athen ging als Leitbild des Städtebaus der Zukunft aus dem 4. Kongress der internationalen Architektengemeinschaft CIAM (Congrès International d'Architecture Moderne) hervor, der im Sommer 1933 an Bord des Schiffes *Patris II* zwischen Marseille und Athen stattfand. Die erst 1943 publizierte Charta von Athen wurde zur jahrzehntelang anerkannten Basis modernen Städtebaus.
- 3 Zitiert nach dem Artikel über May mit dem Titel »Der Plan-Athlet«, in: *DER SPIEGEL*, Mittwoch, 4. Mai 1955, S. 30–37.
- 4 May zitiert nach »Der Plan-Athlet«, in: *DER SPIEGEL*, Mittwoch, 4. Mai 1955, S. 33.
- 5 Das Hochhaus wurde nach Entwürfen der Architekten Säume & Hafemann realisiert. Hochhäuser waren beliebte Demonstrationsobjekte für innovative Bauverfahren. So auch hier: Das Hochhaus am Heideplatz wurde in der sogenannten »Feidnerbauweise« errichtet. Die Grünfläche vor dem Hochhaus wurde mit einer »volksverständlichen« Figurengruppe ausgestattet: Aufgestellt wurde die bis heute in situ erhaltene Großplastik »Einigkeit« von Seff Weidl.
- 6 Orf war ab 1937 Mitarbeiter des Gartenarchitekten Wilhelm Hübötter in Hannover. Ab 1950 war er bei Hermann Mattern in Kassel tätig. Gemeinsam arbeiteten sie an Gartenschauwettbewerben und den Gartenschauen in Kassel und Köln. Angaben nach: Aschenbeck, *Modell Neue Vahr*, S. 22–23 (mit Biografie zu Orf).
- 7 Mit seinen Publikationen »Organische Stadtbaukunst« (1948), »Organische Baukunst« (1949) und »Die autogerechte Stadt. Ein Weg aus dem Verkehrs-Chaos« (1959) prägte Reichow das städtebauliche Leitbild der Nachkriegszeit. Zudem plante er drei der größten Trabantenstädte Deutschlands: die Sennestadt bei Bielefeld, die Neue Vahr in Bremen und die Limesstadt bei Frankfurt. Damit konnte er seine Theorien beispielhaft umsetzen.
- 8 Zitiert nach Aschenbeck, *Modell Neue Vahr*, S. 23.
- 9 Zitiert nach dem Artikel »Ghettos im Grünen«, in: *DER SPIEGEL* 37/1967, 4.9.1967, S. 116 f.
- 10 In: *Die »Neue Vahr« in Bremen. »Ein Denkmal edler Einfachheit«*, *SPIEGEL-Online*, 2001. www.spiegel.de/sptv/reportage
- 11 Im Rahmen des Neugestaltungskonzeptes, das der Architekt Jens Spilker erarbeitet hat, wurde auch eine Bestandsaufnahme der Grünanlagen angefertigt. Angaben nach: Verband norddeutscher Wohnungsunternehmen e.V. in Kooperation mit dem vdW Niedersachsen/Bremen, No. 4 2007, S. 15–18, www.vnw.de/Inhalt/Dokumente/Publikationen 2007.

Außerdem lieferbar:



Georg Skalecki (Hg.)
**Denkmalpflege
in Bremen**
Heft 2 (2005)
76 S., 46 Abb.,
ISBN 978-3-86108-552-2
5,90 €

Vom Weltkulturerbe
bis zum industrie-
kulturellen Erbe



Georg Skalecki (Hg.)
**Denkmalpflege
in Bremen**
Heft 3 (2006)
84 S., 65 Abb.,
ISBN 978-3-86108-567-6
5,90 €

Die Restaurierung
des Bremer Doms
im 19. Jahrhundert –
Haus des Reichs –
Focke-Windkanal



Georg Skalecki (Hg.)
**Denkmalpflege
in Bremen**
Heft 4 (2007)
88 S., 67 Abb.,
ISBN 978-3-86108-586-7
5,90 €

Bremerhaven



Georg Skalecki (Hg.)
**Denkmalpflege
in Bremen**
Heft 5 (2008)
88 S., 70 Abb.,
ISBN 978-3-86108-352-8
5,90 €

Das Bremer Haus –
Villenarchitektur in
Bremen – Wohnen
im Baudenkmal



Georg Skalecki (Hg.)
**Denkmalpflege
in Bremen**
Heft 6 (2009)
96 S., 85 Abb.,
ISBN 978-3-86108-109-8
5,90 €

Historischer Kirchen-
bau und kirchliche
Denkmalpflege im
Land Bremen



Georg Skalecki (Hg.)
**Denkmalpflege
in Bremen**
Heft 7 (2010)
92 S., 85 Abb.,
ISBN 978-3-8378-1016-5
5,90 €

Hafen- und Industrie-
denkmalpflege

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen
46\$0 00 167 078 6



ISBN 978-3-8378-1023-3



9 783837 810233

datacolor



Denkmalpflege in Bremen

8

2011



Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen

EDITION TEMMEN

A
REG
858.1
515
-8